

**nunu**

Kampf um die Hofburg: Heinz Fischer und Ulrich  
Habsburg im Interview • Zu Gast in Liskas Pelzwerkstatt

• Schatten über Innsbrucker Traditionskaufhaus Tyrol •

Die Karriere des Ex-Neofaschisten Gianfranco Fini

Ausgabe Nr. 39 (1/2010)

Nisan 5770

€ 3,-

www.nunu.at



**Schalom, Bruno!**

Vor vierzig Jahren begann die Ära des „Sonnenkönigs“. Wie hat Kreisky das Judentum in Österreich geprägt? Eine Nachschau.

# Falter<sup>s</sup> FORUM



## **DAS JÜDISCHE ECHO** Europäisches Forum für Kultur und Politik Vol. 58, November 2009

**Zuhause in Europa** In Gesprächen und in Beiträgen von und mit 63 Wissenschaftlern, Journalisten, Schriftstellern, Aktivisten der Zivilgesellschaft und NGOs wird die Frage aufgeworfen, wieweit die Lebensgemeinschaften der vielen ethnischen und religiösen Minderheiten in Europa funktionieren.

304 Seiten, € 14,50

Bestellen unter:  
faltershop.at  
T: 01/536 60-928  
F: 01/536 60-935  
E: service@falter.at  
oder in Ihrer Buchhandlung

**Falter Verlag**  
Die besten Seiten Österreichs



*Liebe Leserin,  
lieber Leser!*

Immer wieder gelingt es uns, aufregende Fehler in unser Heft einzubauen. Und so toll diese Hoppalalas auch sein mögen, nein, wir machen das nicht absichtlich, um unsere Leser zu testen, sondern es passiert und wir ärgern uns. Zuletzt ist niemandem von uns aufgefallen, dass im Kommentar zu Anton Pelinka wiederholt der falsche Vorname „Peter“ verwendet wurde. Das Foto und der Inhalt waren aber jedenfalls erkennbar auf Anton Pelinka zugeschnitten. Im Beitrag über Robert Horn haben wir dann im Info-Kasten den Namen „Rudolf“ verwendet. Sage keiner, dass wir beim Fehlermachen nicht konsequent wären. Der charmanteste Fehler aber stand auf Seite 20 des vorigen NU. Da wollten wir zu Avraham Burg schreiben: „...zog sich der glücklich verheiratete Vater von sechs Kindern aus der Politik zurück.“ Aber leider gingen die Worte „der Politik zurück“ verloren und übrig blieb ein Avraham Burg, der sich unverständlicherweise mitten im NU seiner Kleidung entledigte.

Jetzt hoffe ich nur, dass mein Editorial nicht mit „Robert Menasse“ unterschrieben ist und wir diesmal ein fehlerfreies Heft zustande gebracht haben.

Was die Inhalte betrifft, haben meine Kolleginnen und Kollegen wieder das Interessanteste, Spannendste und Informativste aus der „jüdischen Ecke“ für unsere Leser zusammengestellt. Der Platz reicht nicht aus, um alle Beiträge hier zu erwähnen, darum nur eine kleine Auswahl.

Axel Reiserer, unser Mann in England, hat sein noch junges Leben eingesetzt, um Francis Steiner zu interviewen, der 1938 mit dem ersten Kindertransport nach England fliehen konnte, wo er 52 Jahre Korrespondent der Kathpress war. Der rüstige 87-jährige düst heute noch mit einem Microcar durch die englische Landschaft und beschleunigt das fragile Gefährt auf flotte 40 Stundenkilometer. Wir folgen dem Korrespondenten nervenschonend vom Lehnstuhl aus und erfreuen uns an der erfrischenden Art, mit der er uns Steiners Geschichte präsentiert.

Cornelia Mayrbäurl beschreibt das widersprüchliche Verhalten des Präsidenten der italienischen Abgeordnetenkammer

und Rechtspopulisten Gianfranco Fini, der einmal Mussolini zurückwünscht, um ein andermal gemeinsam mit dem Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde in Rom eine Gedenktafel für die Opfer des Faschismus zu enthüllen. Wie es scheint, ist Fini dank der ständigen chamäleonartigen Adaption seiner politischen Ansicht unaufhaltsam auf dem Weg nach oben und könnte nach Berlusconis Abgang an der Spitze der italienischen Rechtsparteien und vielleicht auch Italiens stehen.

Vierzig Jahre nach Beginn der Ära Kreisky analysieren Barbara Tóth und Rainer Nowak den politischen Werdegang des großen Politikers und seinen Umgang mit seinem Jüdischsein, der sich deutlich in der Auseinandersetzung mit Simon Wiesenthal widerspiegelt. Kreisky verwendete da Worte, wie sie sonst nur von Rechtsaußenpolitikern zu hören sind.

Seit Kurzem wird unser Team von Ruth Eisenreich verstärkt, die als Praktikantin bei NU mitmacht. Sie hat diesmal schon einen interessanten Bericht über den „Freundeskreis der IKG“ verfasst.

Und NU freut sich über einen weiteren Neuzugang. Gesine Stern wird ab sofort das Büro unseres Magazins betreuen und die Abo-Verwaltung übernehmen. Dazu erhalten Sie, werte Leserin, geschätzter Leser, mit diesem Heft auch einen Brief von mir und unserem Herausgeber Erwin Javor, um Sie an ihre Abo-Zahlung zu erinnern. All jene, die schon eingezahlt haben, bitten wir das Schreiben als gegenstandslos zu betrachten.

Wie immer darf ich Sie aber alle auf unser Konto hinweisen, das Ihnen ermöglicht, uns mit einem Spendenbeitrag zu unterstützen: BA-CA (BLZ 12000), Nummer 08573 923 300. Viel Spaß beim Lesen und einen fröhlichen, koscheren Pessach wünscht Ihnen

Peter Menasse  
Chefredakteur

*Zuschriften an office@nunu.at oder Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum: 1011 Wien, Postfach 1479*

## UNS FREUT ...

... die Wiedereröffnung des Jüdischen Museums in London. Nach einem Umbau (NU berichtete) mit einem Budget von 10 Millionen Pfund (10,96 Millionen Euro) ist es seit 17. März wieder zu besuchen. Erklärtes Ziel des generalsanierten Hauses ist es, jüdisches Alltagsleben in England den Menschen näher zu bringen und die Querverbindungen zur britischen Zeitgeschichte aufzuzeigen. Eine „Welcome Gallery“ steht etwa allen Passanten offen. Hier werden jüdische Menschen in ihrem unterschiedlichen Alltag präsentiert, damit Besucher einen Eindruck bekommen, wie vielfältig das heutige Judentum ist. Auch eine wiederentdeckte Mikwe ist Teil des Konzepts. Nähere Informationen finden sich auf der ausgezeichneten Homepage des Museums [www.jewish-museum.org.uk](http://www.jewish-museum.org.uk). Im nächsten NU lesen Sie eine ausführliche Reportage über das neue Haus in Camden.



in allen Religionen konfliktbeladen sind: das Verhältnis von Sexualität und Ehe, Geschlechterrollen und Religion und die Vorstellungen von Reinheit und Unreinheit. Weitere Informationen unter [www.jm-hohenems.at](http://www.jm-hohenems.at).

## UNS AMÜSIERT...



... dieser Schnappschuss, der im Internet kursiert. Die Weihnachtsfeiertage sind zwar längstens dahin, aber vielleicht war es ja ein Restpostenkauf. Die mitüberlieferte Bildüberschrift zum Foto lautet jedenfalls: „He hasn't the slightest idea what costumes he bought for the kids...“ (Er hat nicht die geringste Ahnung, welche Kostüme er für seine Kinder gekauft hat ...“).

## UNS ÄRGERT ...

... dass Hans Moser vom steirischen Schriftsteller Franzobel in seinem neuesten Stück als Nazisympathisant



und Opportunist dargestellt wird, obwohl er nachweisbar seine jüdische Frau retten wollte und dem enormen Druck, die Scheidung zu beantragen widerstanden hat – im Gegensatz zu Heinz Rühmann und anderen unzähligen wirklichen Karrieristen, wie etwa Willi Fritsch. Franzobel setzt sich in „Moser oder Die Passion des Wochenend-Wohnzimmergottes“ mit dessen Rolle in der NS-Unterhaltungsindustrie auseinander. Er schätze und verehere Moser sehr, meinte Franzobel, aber er wolle ihn als typischen Österreicher darstellen, in seiner Ambivalenz von Anpassung und Widerstand, im sich „Durchlavieren“. Ein besseres Beispiel dafür wäre etwa der Josefstadtschauspieler Erik Frey gewesen. Er hat im März 1938 den jüdischen Direktor am Betreten des Theaters mit Gewalt gehindert. Frey war laut Wikipedia bereits vor dem Anschluss Österreichs (ab 1934) Mitglied der illegalen NSDAP. In seinem Entnazifizierungsverfahren behauptete er, dass er von einem Großdeutschen Reich geträumt, aber von den begangenen Grausamkeiten keine Ahnung gehabt hätte. Dass er nicht nur Ahnung hatte, sondern in den Tagen des Anschlusses sehr aktiv war, ist aber erwiesen.

## UNS FREUT WEITERS ...

... das neue Buch unserer „Rästel-Tante“ (so Michaela Spiegels Eigenbezeichnung) zu empfehlen. Spiegel spielt darin mit Worten und Bildern gleichermaßen, und zwar mit der bitteren bis beißenden Ironie, die unsere Leser von ihren Rästelbildern bereits gewohnt sind. Einen Vorabdruck sehen Sie auf Seite 25. Zu kaufen ist Spiegels Werk unter dem Titel „KONVERSATIONSLIXIKON des Instituts für Heil und Sonderpädagogik“ im Vice Versa Verlag um 25 Euro.



## UNS GEFÄLLT ...

... die neue Ausstellung des Jüdischen Museums Hohenems. In der Vorarlberger Stadt ist das älteste jüdische Ritualbad in Österreich erhalten. Anlässlich der Restaurierung dieses Baudenkmals zeigt das Jüdische Museum Einblicke in einen intimen Bereich jüdischen Lebens, zwischen religiöser Tradition und weltlichen Aufbrüchen. Die Sonderausstellung „Ganz rein!“ läuft bis zum 3. Oktober 2010 und dreht sich um Themen, die



FOTO ©: PETER RICAUD

SEITE 6

<b>EDITORIAL</b>	3
<b>MEMOS</b>	4
<b>COVER</b>	9
Warum Bruno Kreiskys Verhältnis zum Judentum immer ein schwieriges war. <i>Von Rainer Nowak und Barbara Tóth</i>	
<b>AKTUELL</b>	
<b>BUNDESPRÄSIDENTENWAHL</b>	6
Heinz Fischer und Ulrich Habsburg über Religion, Rechtsextremismus und Rivalitäten <i>Von Barbara Tóth und Martin Engelberg</i>	
<b>KULTUSGEMEINDE</b>	12
Ein Verein bietet Nicht-Juden die Möglichkeit, anzudocken <i>Von Ruth Eisenreich</i>	
<b>WIEN</b>	
<b>SERIE JÜDISCHES HANDWERK</b>	14
Der Kürschner Robert Liska öffnet für NU sein Pelzlager <i>Von Peter Menasse</i>	
<b>FAMILIENTHERAPIE</b>	18
Kitty Karner-Lauber bricht das Schweigen in Täterfamilien auf <i>Von Katja Sindemann</i>	
<b>NACHRUF</b>	20
Ludwig Rubin lebt nicht mehr <i>Von Erwin Javor</i>	



FOTO ©: DPA

SEITE 24

<b>KULTUR</b>	
<b>KAUFHAUS OHNE GESCHICHTE</b>	21
Die vergessene Geschichte des Innsbrucker Einkaufstempels „Tyrol“ <i>Von Steffen Arora</i>	
<b>ACHTUNG, JUSTIZ</b>	23
Louis Begley schildert, was uns der Fall Dreyfus heute noch lehrt <i>Von Thomas Höhne</i>	
<b>VORABDRUCK</b>	25
Michaela Spiegels Konversationslexikon für Freunde des Wort- und Bildwitzes	
<b>MAMMELOSCHN</b>	26
Die kurzen Laute <i>Von Erwin Javor</i>	
<b>KINDERBUCH</b>	27
Absolut lesenswert: „Der kleine Mausche aus Dessau“ <i>Von Danielle Spera</i>	
<b>MILCHIG &amp; FLEISCHIG</b>	28
Jüdisches Penizillin oder die hohe Kunst des Hühnersuppemachens <i>Von Helene Maimann</i>	
<b>WELT</b>	
<b>ITALIEN</b>	29
Die seltsame Wandlung des einstigen Neofaschisten Gianfranco Fini <i>Von Cornelia Mayrbäurl</i>	

office@nunu.at

www.nunu.at



FOTO ©: THOMAS SCHMIDINGER

SEITE 32

<b>ENGLAND</b>	32
Der „Austro-Brite“ Francis Steiner im Porträt <i>Von Axel Reiserer</i>	
<b>SERIE JÜDISCHE MUSEEN</b>	35
Neu und modern: das jüdische Museum in Kapstadt <i>Von Thomas Schmidinger</i>	
<b>ESSAY</b>	38
Leben wir im Zeitalter der Gegenaufklärung? <i>Von Herbert Voglmayr</i>	
<b>EIN SUCHBILD AUF JIDDISCH</b>	41
<i>Von Michaela Spiegel</i>	
<b>ALLTAGSGESCHICHTEN</b>	42
Israel wird nicht Kärnten werden <i>Von Erwin Javor</i>	
<b>KOMMENTAR</b>	43
Rosenkranz kandidiert – na und? <i>Von Martin Engelberg</i>	
<b>IN EIGENER SACHE</b>	45
<i>MEDIENSPIEGEL, LESERBRIEFE AN NU UND ERRATA</i>	
<b>UNSERE AUTOREN</b>	46
<b>DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN</b>	47
<i>Von Peter Menasse und Erwin Javor</i>	
<b>IMPRESSUM</b>	48

# „Ich kann mir nicht aussuchen, wer meine Mitbewerber sind“

Bundespräsident Heinz Fischer erklärt NU, warum eine Gegenüberstellung mit Barbara Rosenkranz für ihn keinen Sinn macht, welche Rolle die jüdische Familiengeschichte seiner Frau für ihn spielt und wo Österreich dazulernen kann.

DIE FRAGEN STELLTE BARBARA TÓTH

**NU: Herr Bundespräsident, was ist einfacher: ein Wahlkampf als Amtsinhaber ohne Gegner oder einer mit Gegnern?**

**Fischer:** Ich habe noch nie einen Wahlkampf ohne Gegner geführt und ich werde wohl auch nie einen führen. Daher stellt sich diese Frage – sowie die Dinge derzeit liegen – nicht.

**Ihre gewichtigste Gegnerin im Wahlkampf stammt aus der rechten politischen Ecke. Ist das nicht beschämend für Österreich, dass Sie sich mit einer solchen Kandidatin messen müssen?**

Ich kann mir nicht aussuchen wer die Mitbewerber/innen sind und das konnten sich auch frühere Bundespräsidenten nicht aussu-

chen. Denken Sie daran, dass zum Beispiel Norbert Burger ein Gegenkandidat zu Rudolf Kirchschläger war. Was mir wichtig ist, ist, bei der Wahl eine klare Mehrheit zum Nutzen unseres Landes zu bekommen.

**Ihre Frau hat jüdische Wurzeln. Herr Rosenkranz ist ein landesbekanntester Rechtsextremer. Was sagt das über unser Land?**

Diese Gegenüberstellung macht keinen Sinn. Was mir viel wichtiger und entscheidend erscheint, ist die Tatsache, dass bei der letzten Präsidentschaftswahl ein sozialdemokratischer Kandidat, dessen Schwiegervater im KZ war und dann nach Schweden emigrieren musste, zum Bundespräsidenten gewählt wurde, und dass sich gerade meine Frau in den letzten fünf Jahren in allen Schichten der Bevölkerung sehr viel Anerkennung erworben hat.

**Wenn Sie an die letzten sechs Jahre zurückdenken – was war die größte Herausforderung?**

Die Aufgaben des Bundespräsidenten lassen sich im Grunde nicht in Einzelteile und einzelne





Herausforderungen zerlegen, aus denen man dann die „größte Herausforderung“ herausfiltern kann. Der Bundespräsident hat eine Gesamtaufgabe, nämlich mit Hilfe seiner verschiedenen Befugnisse darauf hinzuwirken, dass sich das Land stabil, friedlich, demokratisch und verfassungskonform entwickeln kann, und gleichzeitig diese Republik im In- und Ausland bestmöglich zu vertreten. Am ehesten muss man in diesem Zusammenhang wahrscheinlich die beiden Regierungsbildungen nach den Wahlen von 2006 und 2008 erwähnen, aber auch den österreichischen EU-Vorsitz im ersten Halbjahr 2006. Aber auch die großen Staatsbesuche mit mehr als 100-köpfigen Delegationen aus den Bereichen Politik, Wirtschaft und Wissenschaft in China oder in Indien oder in Brasilien könnte man als große Herausforderungen bezeichnen, wobei ich ergänzend sagen will, dass ich auch die Alltagsorgen vieler Menschen, denen ich begegne, als Herausforderung betrachte.

**Was würden Sie anders machen?**

Ich überlege mir alle meine Entscheidungen sehr sorgfältig, sodass ich im Nachhinein keinen echten Korrekturbedarf habe. Auch Politiker anderer Parteien ringen sich ja zumindest zu der Feststellung durch, dass der Bundespräsident in den letzten sechs Jahren „keine ernsthaften Fehler“ gemacht

hat. Auch die Unterzeichnung des Lissabon-Vertrages in Übereinstimmung mit den Beschlüssen von Bundesregierung, Nationalrat und Bundesrat im April 2008 war absolut verfassungskonform und richtig. Und wenn von bestimmter Seite gesagt wird, ich hätte es wenigstens so machen sollen wie der deutsche Bundespräsident Köhler, nämlich zuerst den Verfassungsgerichtshof anrufen und erst dann unterschreiben, dann wird damit nur bewiesen, dass Leute, die solche Positionen vertreten, die österreichische Bundesverfassung nicht kennen. Denn zum Unterschied zu Deutschland ist in Österreich die Anrufung des Verfassungsgerichtshofes nur möglich, wenn ein Gesetz oder Staatsvertrag vorher kundgemacht wurde, was wiederum die Unterschrift des Bundespräsidenten voraussetzt.

**Was wollen Sie in den nächsten sechs Jahren in Österreich verändern? Woran mangelt es uns, ganz allgemein gesprochen?**

Zuerst ist vielleicht anzuführen, was sich in den nächsten sechs Jahren in Österreich nicht verändern soll: Wir wollen ein stabiles, demokratisches Land bleiben. Wir wollen den sozialen Frieden erhalten, wir wollen die guten Beziehungen zu unseren Nachbarstaaten beibehalten, wir wollen, dass der Sozialstaat und das System der sozialen Sicherheit stabil bleibt, und ich will auch, dass Österreich

ein sicheres und liebenswertes Land bleibt. Wo wir uns besonders anstrengen müssen, das ist die Bildungs- und Wissenschaftspolitik, wir müssen im Umgang mit fremden Kulturen, fremden Sprachen und anderen Zivilisationen noch dazulernen, wir müssen die politische Kultur in Österreich verbessern. Demokratie ist immer unvollendet.

**Leon Zelman hat viele Juden, die Wien besuchten, in die Hofburg zu Ihnen gebracht. Wie sollen sich solche Initiativen jetzt, da die Generation der Zeitzeugen leider bald nicht mehr unter uns sein wird, weiterentwickeln?**

Ich kann mich an die Besuche von Gästen in der Hofburg im Rahmen des Jewish Welcome Service in Anwesenheit von Leon Zelman sehr gut erinnern und habe mit diesen Besuchen immer große Freude gehabt. Der Tod von Leon Zelman ist ein unwiederbringlicher Verlust, aber ich habe seither festgestellt, dass diese Aktion weiterlebt und weiterfunktioniert, wobei die Teilnehmer im Durchschnitt eigentlich nicht älter werden, weil in immer größerer Zahl auch die Kinder- und Enkelgeneration unter den Besuchern vertreten ist.

**Abschließende Frage: Haben Sie den Film „Inglourious Basterds“ gesehen?**

Leider habe ich diesen Film noch nicht gesehen.

# „Wir haben vier Geschirre“

Der Präsidentschaftskandidat der Grünen, Ulrich Habsburg, spricht über sein Amtsverständnis und seine Beziehung zum Judentum, seitdem seine Frau übergetreten ist.

INTERVIEW VON MARTIN ENGELBERG

## Warum kandidieren Sie?

Ich kandidiere, damit die Sippenhaftung, die es bei uns bei der Wahl zum Bundespräsidenten gibt, abgeschafft wird. Das betrifft nicht nur die Habsburger, sondern ungefähr 80 Familien in Mitteleuropa. Das hat jetzt in einer Republik, die gesichert dasteht, nichts mehr zu suchen.

## Hätten Sie, abgesehen von diesem Ziel, auch Interesse am Amt des Bundespräsidenten?

Man wächst hinein. Komischerweise habe ich sehr viele positive Zuschriften bekommen. Dann hat ja der Verfassungsgerichtshof entschieden, dass ich kandidieren müsse, um das Habsburger-Gesetz anfechten zu können. Jetzt habe ich mich also zur Kandidatur entschieden.

## Wie viele Stimmen würden Sie sich erwarten, wenn Sie kandidieren könnten?

Na, so 15 % hielte ich schon für realistisch.

## Unterscheiden Sie sich in Ihrem Amtsverständnis von jenem des amtierenden Bundespräsidenten?

Ich habe gefunden, Fischer mangelt es an pointierter Aussagekraft zu allen Sachen. Ich bin nicht so verschwommen wie er und ich erwarte, gerade in der jetzigen Zeit, dass er aufzeigt, wo es hingehet, dass er ethische Werte aufzeigt.

## Wieder ein Habsburger in der Hofburg, und das mit einem neuen Amtsverständnis?

Ich habe das gleiche republikanische Staatsverständnis wie Fischer. Unterstützungen der monarchistischen Seite brauche ich genauso wenig wie jene, die mir Strache angeboten hat.

## Was halten Sie von Barbara Rosenkranz?

Sie ist halt das Kind der Familie, aus der sie stammt. Sie hat im Prinzip nichts dazugelernt. In Deutschland ist die Geschichte viel besser aufgearbeitet. Bei uns ist das alles so verschwommen. Wir haben mit den Nazis einen unkorrekten Umgang, da gibt es keine klare Abgrenzung.

## Ihre Frau ist zum Judentum übergetreten. Wie war das für Sie?

Das Interesse fürs Judentum hatten wir beide, das hat so kurz vor der Waldheim-Zeit begonnen. Am Anfang haben wir beide bei Prof. Schubert (langjähriger Ordinarius des Instituts für Judaistik) Vorlesungen besucht – dass sie dann so konsequent den Weg weitergeht, war schon überraschend für mich. Prof. Schubert hat die Interessen des Judentums weitgehend vertreten, ist aber noch immer Christ geblieben. Er hat auch gesagt, er kann in seiner Position mehr für das Judentum tun. Das habe ich auch gefunden. Bei meiner Frau ist es ja auch so, dass sie in der Familie jüdische Vorfahren hat, eine Tante war mit einem Juden verheiratet, eine Urgroßmutter war jüdisch.

## Sie wirken aber tatsächlich beide sehr integriert in der jüdischen Gemeinde, Sie haben Ihren eigenen Platz im Stadttempel.

Ja, das genieße ich jetzt sehr, ich komme in den Stadttempel, wir haben Freunde hier, man tratscht mit dem Nachbarn, das gibt es bei uns ja alles nicht. Es ist eine nette Gemeinde und ich freue mich jedes Mal, wenn wir herkommen, zum Kiddusch gehen usw.

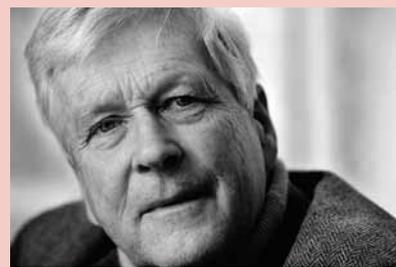
## Ihre Frau praktiziert ja ein sehr traditionelles jüdisches Leben.

Ja, mitgefangen, mitgegangen. Wir haben vier Geschirre: Ein christli-

ches, ein milchiges, ein fleischiges und eines für Pessach. Wir haben brav die Kühlschränke getrennt, am Schabbes ist meine Frau besonders streng. Da darf niemand anderer in die Küche, am Freitagabend haben alle eine Kippa auf, auch die Kinder und Enkelkinder. Eigentlich sind wir jetzt viel religiöser als noch in der christlichen Zeit.

## Ihre Kinder waren ja schon erwachsen, als Ihre Frau übergetreten ist. Die Kinder sind nicht übergetreten. Wie ist das für sie?

Die Kinder haben das zur Kenntnis genommen, längst akzeptiert. Manchmal passiert es halt noch immer, dass jemand das falsche Besteck nimmt, aber im Prinzip klappt das bestens. Einmal im Monat sind wir in Wien, da verbringen wir den Schabbes in Wien, gehen in den Tempel, dann zu Fuß nach Hause, halten also alles streng ein.



**Ulrich Habsburg-Lothringen**, geb. 3.10.1941 in St. Michael bei Wolfsberg, entstammt der „Toskana-Linie“ der Habsburger. Er ist der Urenkel von Ferdinand IV., dem letzten Großherzog von Toskana, und ein Neffe dritten Grades von Otto Habsburg, dem Sohn des letzten Kaisers Karl I., und dessen Frau Zita.

Ulrich Habsburg ist Forstwirt und Gemeinderat der Grünen. Er ist mit seiner Frau Friederika seit 1964 verheiratet und hat drei Söhne. Friederika Habsburg, geb. von Klinkowström, ist zum Judentum übergetreten.

# Knapp vor Erreichen des Siedepunktes

Vor 40 Jahren begann die Ära Kreisky. Was bleibt vom Juden Kreisky?  
Ein Rückblick mit Schwerpunkt auf die Peter-Wiesenthal-Kreisky-Affäre.

VON BARBARA TÓTH UND RAINER NOWAK

Würden die Sätze heute aus dem Mund eines Kanzlers fallen, wäre der Aufschrei enorm: „Ich kenne den Herrn Ingenieur Wiesenthal oder was er für einen Titel hat. Das ist eine Mafia, die hier am Werk ist.“ Wiesenthal sei nichts anderes als ein „jüdischer Faschist“. Was war passiert, dass Bruno Kreisky zu solchen Worten griff? Nazi-Jäger Simon Wiesenthal hatte ein Dossier veröffentlicht, das die SS-Vergangenheit des FPÖ-Chefs Friedrich Peter enthüllte. Damit wollte Wiesenthal ursprünglich verhindern, dass Kreisky nach den Nationalratswahlen 1975 mit den Blauen in eine Koalition geht. Kreisky brauchte den braunen Steigbügelhalter aber nicht, weil er eine hauchdünne Mehrheit errang.

Es war nicht der erste Konflikt zwischen den beiden Herren. Wiesenthal hatte schon 1970 gegen vier Minister der Minderheitsregierung Kreiskys mit NS-Vergangenheit protestiert: Otto Rösch (Innenminister), Josef Moser (Bauminister), Erwin Frühbauer (Verkehrsminister) und Hans Öllinger (Landwirtschaftsminister). Die

Aversion zwischen den beiden hat vor allem zwei Wurzeln. Zum einen parteipolitische – Kreisky sah in Wiesenthal immer einen Agent provocateur der ÖVP. Zum anderen biografische – die Auseinandersetzung spiegelt auch den Antagonismus zwischen dem assimilierten Juden Kreisky und dem galizischen Juden Wiesenthal sowie Kreiskys Ablehnung des Zionismus und seine persönlichen Erfahrungen im Ständestaat wider. Den absoluten Höhepunkt der verbalen Auseinandersetzung brachte ein Spiegel-Interview vom 17. November 1975. „Wenn die Juden ein Volk sind, so ist es ein mieses Volk.“ Kreisky hatte das ironisch gemeint. „Ein Volk, das keines ist, kann also auch kein mieses sein“, lautete seine Argumentation.

Die so genannte Kreisky-Wiesenthal-Peter-Affäre prägte aber auch das Bild des Jüdischen und die Erzählung von Österreichs Vergangenheit. Die gängige großkoalitionäre Abmachung war damals, dass jede Partei zwar ihre Nazis hatte, man sie sich aber nicht gegenseitig vorwarf. Wiesenthal durchbrach

die Regel des Nicht-darüber-Sprechens. Kreisky reagierte im gesellschaftlichen Mainstream der Siebzigerjahre. Der Opfermythos wurde durch ihn nicht durchbrochen. Genauso wenig der verschämte, von Vorurteilen geprägte Umgang mit Juden.

So ist bemerkenswert, dass aus der „Affäre Peter“ in der österreichischen Medienlandschaft recht bald der „Skandal Wiesenthal“ wurde. „Wiesenthal bringt Österreich im Ausland in Verruf“, lautete eine Schlagzeile der „Kronen Zeitung“. Das Kleinformat, allen voran ihr Herausgeber, folgte exakt der Argumentation des Bundeskanzlers.

Hätte Kreisky die Möglichkeit gehabt, anders zu reagieren und damit den Prozess der Vergangenheitsaufarbeitung, der erst durch den Waldheim-Skandal 1986 in Gang kam, früher zu entfachen? Wenn man sich seine politischen Erfahrungen als Jude anschaut, lautet die Antwort wohl nein.

Kreisky hatte nach seiner Rückkehr aus dem Exil in der SPÖ fol-

Für Bruno Kreisky war seine jüdische Herkunft eine „Gefahr“, sie belastete ihn als Politiker. Er hatte stets Angst, dass ihm Parteilichkeit in dieser Frage unterstellt wird.

genschwere Erfahrungen machen müssen. Man bedeutete ihm, dass die Reintegration der Ehemaligen abgeschlossen sei. Kreisky selber wurde von Parteifreunden in die Schranken verwiesen, als er seine kritische Position gegenüber der automatisierten Entnazifizierung äußerte. Da er nicht in Österreich gewesen sei, habe er nichts mitzureden. Diesem Konsens hatte er sich unterzuordnen, wollte er

seine politische Karriere nicht gefährden. Seine jüdische Herkunft wirkte belastend, die „Gefahr“, dass ihm Parteilichkeit in dieser Frage unterstellt werden könnte, ließ ihn besonders vorsichtig werden. Und damit zementierte er das Geschichtsbild des Vergessens und Verdrängens ein und bekämpfte einen Juden mit dem Schüren antisemitischen Ressentiments. Und mit Klischees: Wiesenthal warf er indi-

rekt vor, ein Nazi-Kollaborateur gewesen zu sein.

1953 hatte Kreisky als Kabinettsvizepräsident des damaligen Bundespräsidenten Theodor Körner den Rücken gestärkt, als er sich weigerte, den VdU in eine Koalitionsregierung von ÖVP und SPÖ aufzunehmen, wie es vor allem die ÖVP wünschte. In den Siebzigerjahren wurde er dann zum Architekten der rot-blauen Koalition von 1983 bis 1986. Zum einen, weil er die ÖVP außen vor lassen wollte und längst pragmatisch genug war zu wissen, dass Alois Mock mit den Blauen regieren würde, wenn er es nicht tut. Nur durch Einbindung des „dritten Lagers“ ließ sich die Große Koalitionsära beenden. Für ihn war die FPÖ der erste Ansprechpartner vor der ÖVP – dabei ging es auch um die Verhinderung eines Bürgerblocks.

Zum anderen war seine Aversion gegen die „Schwarzen“ noch tiefer verwurzelt als seine Berührungsängste mit den „Blauen“. Aus seiner Biografie heraus empfand Kreisky ein gewisses Verständnis für Peter und seinesgleichen. Es war der katholische Faschismus, der ihn als Jugendlichen erstmals ins Gefängnis zwang. Dort saß er gemeinsam mit Nazis ein, was eine gewisse Solidarität erzeugte. Bezeichnend dafür ist sein Ausspruch, auch er sei ein „alter Illegaler“ – 1943 illegalisiert. 1936 wurde Kreisky angeklagt und musste eine Haftstrafe von 12 Monaten absitzen. Sein Zellennachbar war der Nazi Sepp Weninger, den er bei einer Leibesvisitation vor Schlimmerem bewahrte, als er einen belastenden Brief hinunterschluckte. Dieser Weninger wiederum half Kreisky 1938, als dieser nach dem Anschluss erneut ins Gefängnis kam. Er verwies auf seinen kameradschaftlichen Kontakt zu



FOTO ©/APA



Lieber mit den Blauen als mit den Schwarzen, die für ihn die Erben der Austrofaschisten waren: Das war Kreiskys Credo.

FOTOS ©:WALTER WOBRAZEK

Weninger, die Gestapo ließ ihn darauf emigrieren. Später, nach 1945, versuchte Kreisky, für Weningers Begnadigung zu intervenieren, allerdings erfolglos. Hella Pick sieht in der „symbiotischen Beziehung zwischen Kreisky und seinen nationalsozialistischen Zellengenossen“ eines der Motive für seine pragmatische Haltung gegenüber den Nazis.

Wenn man bedenkt, dass Vranitzky mit seiner Erklärung bis 1991 zuwartete, obwohl er schon 1986, nach der Waldheim-Affäre, Gelegenheit gehabt hätte dies zu tun, kann vielleicht nachvollziehen, dass so eine Entscheidung im Sinne des gesellschaftlichen Konsenses aus Sicht der Akteure opportun ist. Kreisky formuliert sein vergangenheitspolitisches Credo so: „Die Bewältigung der Vergangenheit, das ist genau so ein Wort wie die Gnade der späten Geburt. Das hört sich schön an, hat aber gar keinen Sinn. Wie will man das, was geschehen ist, bewältigen? (...) In einem Land, in dem ein Drittel der Bevölkerung unter Umständen pro-nazistisch und ein anderes Drittel jedenfalls für die vorhergehende Diktatur war – ja, mit wem hätten wir denn regieren sollen in dem Land? Man muss sich die Frage stellen: Will man Österreich, weil es die Menschen damals, 1945, wollten, dann muss man eben den ge-

schichtlichen Tatsachen Rechnung tragen und den Menschen aufs Neue eine Chance geben.“ Kreisky hatte ehemaligen Nationalsozialisten immer Läuterungsfähigkeit zugebilligt.

Eine spannende Frage ist, ob Kreiskys jüdische Herkunft nicht sogar indirekt eine Fortschreibung des Opfermythos begünstigte. Kreisky hatte ja selber nie geglaubt, dass ein Jude, und sei es ein assimilierter, Österreichs Kanzler werden könnte. Als er es dann doch wurde, bot er dem dritten Lager eine Möglichkeit, sich vor der Geschichte ihre Absolution zu holen – indem sie ihn wählten. Ein Land mit einem jüdischen Kanzler – das kann seine Vergangenheit doch nicht unbewältigt hinter sich gelassen haben. Indem Kreisky Wiesenthal kritisierte, gab er diesem Lager die Gelegenheit, ihre Vorurteile von „jüdischer Seite“ bestätigt zu bekommen. Der Historiker Richard Mitten gibt Kreisky direkt die Verantwortung dafür, dass er mit seiner Reaktion, die zahlreiche antisemitische Anspielungen enthielt, eine Berichterstattung ermöglichte, die Antisemitismus wieder salonfähig machte.

Wäre es nach Wiesenthal gegangen, hätte die Causa eine breite Diskussion über Österreichs Vergangenheit auslösen sollen – wie

später Waldheim. Das Interesse der Regierenden, diesen Schritt einzuleiten, war aber gering. Innerhalb der SPÖ wurde diese Sache als „innerjüdische Angelegenheit“ qualifiziert – so zumindest bezeichneten es sozialistische Delegierte gegenüber der israelischen Zeitung „Maariv“ im November 1975. Heinz Fischer fasst es so zusammen: „Ein höchst unerfreuliches, mit vielen psychologischen Hypotheken belastetes Kapitel der jüngeren Zeitgeschichte war mit Mühe und Not knapp vor dem Erreichen des Siedepunktes vom Herd genommen worden.“ Er weiß, wovon er spricht. Und brauchte selber sehr lange, bis er sich von Kreisky-Anwürfen – bei denen er selber eine tragende Rolle gespielt hatte – distanzierte.

Kreiskys Erfolg wäre mit einem Bekenntnis zum Judentum nie möglich gewesen, lautet eine zugleich leicht antisemitische und typisch österreichische Argumentation. Das ist schwer falsifizierbar. Genau so wenig wie verifizierbar ist, ob Kreisky mit seiner massiven Israel-Kritik diese neue Form des Antisemitismus in Österreich salonfähig gemacht hat. Fest steht nur eines: Er wurde seine schwierige jüdische Identität nie los. Auch wenn er es gewollt hätte. Dafür sorgten schon alle anderen politischen Mitspieler.

# „Ein Stück Gewissheit, nicht unerwünscht zu sein“

Nahezu unbemerkt von der jüdischen Gemeinde hat Natalia Najder den Freundeskreis der IKG gegründet, eine Gruppe von jüdischen und nichtjüdischen Sympathisanten. NU traf drei Mitglieder und sprach mit ihnen über ihre Beziehung zum Judentum.

VON RUTH EISENREICH (TEXT) UND VERENA MELGAREJO (FOTOS)

Eine aus der Kirche ausgetretene Gänserndorfer Fremdenführerin, ein katholischer Publizistikprofessor, eine nach eigenem Bekunden jüdische Mitarbeiterin der Internationalen Atomenergiebehörde. Viele Gemeinsamkeiten haben diese drei nicht, doch eines verbindet sie: Jeder von ihnen hat, aus den unterschiedlichsten Gründen, eine enge Beziehung zum Judentum, ohne aber das wichtigste Kriterium für die Mitgliedschaft bei der Israelitischen Kultusgemeinde zu erfüllen – eine lückenlos nachweisbare jüdische Abstammung nach den Regeln der Halacha.

Natalia Najder vom Mitgliederservice der IKG ist es zu verdanken, dass diese Menschen nicht völlig vom jüdischen Leben Wiens ausgeschlossen sind. Sie gründete vor elf Jahren den Freundeskreis der IKG, einen losen, informellen Zusammenschluss von Leuten „im Graubereich der Kultusgemeinde“, dem mittlerweile 122 Personen angehören – Tendenz langsam, aber stetig steigend. Voraussetzung für eine Mitgliedschaft ist ein persön-



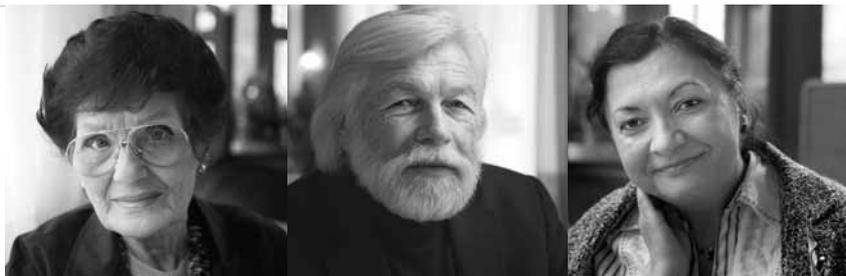
An jüdischem interessiert, aber nicht jüdisch: Gottschlich, Höfler und Schimanovich-Galidescu sind Mitglieder im IKG-Freundeskreis.

licher Kontakt zur Kultusgemeinde und „ein wirkliches Interesse an der Sache“. Spenden sind willkommen, doch was zählt, ist „die grundsätzliche Bereitschaft, die IKG zu unterstützen – nicht nur in finanziellem Sinne“.

Da ist zum Beispiel Ida Olga Höfler, die aus dem kaufmännischen

Bereich kommt, aber seit 1998 die jüdischen Friedhöfe im Weinviertel betreut, in Schulen Vorträge über das Judentum hält und an einer Dokumentation über die Geschichte der jüdischen Gemeinden in Niederösterreich arbeitet. Biografische Verbindungen zum Judentum hat sie keine, und auch „Antisemitismus hat es bei uns zu-

Ein „Stück Heimat für Grenzgänger“ ist der IKG-Freundeskreis für Jürgen Gottschlich.



„...haus nicht gegeben“. Erst durch ihr Interesse an Geschichte und über den Umweg einer Fremdenführer Ausbildung kam sie zu ihrer jetzigen Arbeit. Durch den Freundeskreis fühlt sich Höfler in die IKG eingebunden; sie geht in den Stadttempel und zu kulturellen Veranstaltungen und wurde auch schon zu Sederabenden eingeladen. Was hält sie davon, dass nur halachische Juden IKG-Mitglieder werden können? „Das respektiere ich, das sind die Bestimmungen. Das ist eben eine Religionsgemeinschaft.“

Weniger gelassen steht Maria Elena Schimanovich-Galidescu zu diesem Thema. Als „nicht sehr menschenfreundlich“ empfindet die gebürtige Rumänin die Politik der IKG, von Mitgliedern in spe Nachweise über ihre Abstammung zu verlangen: „So kann man nach dem Holocaust nicht mit jüdischer Identität umgehen.“ Nach Jahren unter nationalsozialistischer und kommunistischer Herrschaft und der Flucht nach Wien 1974 waren in der zum rumänisch-orthodoxen, dann zum katholischen Glauben übergetretenen Familie Galidescu keine offiziellen Dokumente mehr vorhanden. Von ihrer tatsächlichen Religion ahnte Schimanovich-Galidescu daher lange nichts. „Wir Kinder waren es gewohnt, nicht zu fragen, und die Eltern waren es gewohnt, nichts zu sagen.“ Durch ausführliche Recherchen fand Schimanovich-Galidescu aber immer mehr Hinweise darauf, dass ihre Eltern die Shoah als Juden nur knapp überlebt hatten, und dies erklärte so einiges: die fertig gepackten Koffer, die bei den Eltern auf dem Schrank lagen und um nichts auf der Welt weggeräumt werden durften; die lange entbehrten Speisen, auf die Schimanovich-Galidescu erstmals wie-

der in einem koscheren Lebensmittelgeschäft stieß; und auch die brennende Frage ihrer Kindheit: „Warum halten all die Nachbarn Schweine und wir nicht?“. Der IKG aber genügten diese Indizien nicht, sie verlangte schriftliche Beweise. „Ich weiß nicht, ob alle in der Gemeinde ihre Papiere haben, die würde ich gern sehen. In den Fünzigern konnte wahrscheinlich jeder an jeder Ecke Papiere besorgen“, ärgert sich Schimanovich-Galidescu. Bei der IKG fühlt sie sich weniger willkommen als bei Chabad oder Or Chadash. Der Mitgliedschaft im Freundeskreis, von dem sie durch Natalia Najder erfuhr, stimmte sie dennoch zu, „um up-to-date zu sein. Der Freundeskreis ist meine Verbindung zur jüdischen Gemeinde.“ Also kennt auch sie viele der anderen Mitglieder? Schimanovich-Galidescu lacht: „Mir war gar nicht bewusst, dass es da noch mehr Leute gibt.“

Ähnlich erstaunt reagiert Maximilian Gottschlich auf die Frage nach Freunden im Freundeskreis. „Man sollte die Mitglieder zusammenbringen, unter sich als Gruppe und auch im Verhältnis zur IKG.“ Eine jährliche Einladung für den Freundeskreis vonseiten des Oberrabbiners oder des IKG-Präsidenten wünscht sich Gottschlich „als Zeichen der Wertschätzung“.

Gottschlich selbst hat eine ungewöhnliche Geschichte: Als Kind eines jüdischen Vaters und einer katholischen Mutter wurde er liberal erzogen und fand als Erwachsener zur Religion – oder eher: zu den Religionen –, die er heute als Grundlage seiner Wertorientierungen bezeichnet. Er heiratete christlich am Ölberg und war fünf Jahre später wieder in Israel – diesmal, um zu konvertieren. Doch

Rabbi Meir Lau wies ihn freundlich ab: „Sie müssen nicht übertreten, wir brauchen Freunde unter den Christen.“ Diese Aussage war es, die Gottschlich zu seiner „inneren Mission“, der Vermittlung zwischen Juden- und Christentum brachte. Nun geht er samstags in den Stadttempel, sonntags in die Kirche und hat sich längst an das Unverständnis vonseiten vieler Mitmenschen gewöhnt: „Viele Juden haben ein bisschen Angst, dass das ein Weg zur Judenmissionierung ist. Aber das Christentum kann man nicht am Judentum vorbei oder gar gegen das Judentum leben. Und auch wenn Christen an Jesus glauben und Juden nicht, so sollten wir uns doch einig sein, wie er zu glauben.“ Vor knapp zehn Jahren wurde Gottschlich schließlich von Natalia Najder auf den Freundeskreis aufmerksam gemacht. „Der Freundeskreis ist ein Stück Heimat für einen Grenzgänger und ein Stück Gewissheit, nicht unerwünscht zu sein.“ Wäre er nicht noch lieber Mitglied der IKG selbst? „Das Angebot würde ich sofort annehmen“, überlegt Gottschlich, eine Öffnung der Kultusgemeinde für „Grenzgänger“ lehnt er aber trotzdem ab: „Das würde die Identität der IKG verwässern.“

Wie kommt es aber, dass der Freundeskreis praktisch im Verborgenen agiert? Najder liefert eine einfache Erklärung: „Ich habe zu viele andere Aufgaben, um mich gezielt um die Vergrößerung des Freundeskreises zu kümmern. Denn jeder Freund der IKG wird von uns genauso gut betreut wie ein Mitglied – aber unsere Priorität liegt klarerweise bei den Mitgliedern. Ich finde es aber auch gut so, denn wenn der Kreis zu groß wird, besteht die Gefahr, dass es unüberschaubar wird.“

# Über Germanen, Juden und Chinesen

Robert Liska hat eine Karriere als Jurist an den Nagel gehängt, um den väterlichen Pelzhandel zu übernehmen. Bei einer Führung durch seine Werkstatt hat er uns in die Grundzüge des Wildwerkers eingeweiht.

VON PETER MENASSE UND PETER RIGAUD (FOTOS)



Am gar nicht so großen Hohen Markt zu Wien findet jeder etwas. Touristengruppen stauen rund um die „Ankeruhr“, die sich zu Mittag ein bisschen dreht, unspektakulär, wenig aufregend, aber in allen Reiseführern als Attraktion ausgewiesen. Einheimische lieben den Würstelstand samt beigeschlossenem Taxistandplatz, wenn es denn einmal später wird und die U-Bahn nicht mehr fährt, und sie schätzen den an der Ecke zur Tuchlauben gelegenen Laden mit Hauswirtschaftssachen, der alle Stürme der modernen Zeit überlebt hat und in dem man alles findet, von dem man nie wusste, dass man es unbedingt einmal brauchen wird. In der Mitte aber, gleich bei der Ecke zur Judengasse gibt es ein Geschäft, das den Platz majestätisch dominiert. Der Name „Liska“ steht über dem Portal, die Auslagen sind voll von eleganten Pelzen und wir nähern uns mit Ehrfurcht.

Robert Liska ist ein berühmter Rechtsprofessor in den USA. Er hat sich auf Europarecht spezialisiert, berät den amerikanischen Präsidenten, unterrichtet in Harvard und hat ein Schlüsselwerk zum „European Union Law“ verfasst. So hätte sein Lebenslauf klingen können, wenn nicht dieser mythisch-archaische Beruf des „Wildwerkers“



dazwischen gekommen wäre. Der in Wien geborene, ehemalige Jusstudent und Assistent eines auf das sich entwickelnde Europarecht spezialisierten Professors an einer New Yorker Universität hat Mitte der 1970er Jahre beschlossen, die Jurisprudenz an den Nagel zu hängen und Kürschner zu werden, wie sein Vater ehemals. Der hatte ihn schon als 16-Jährigen zu einer Auktion im damaligen Leningrad mitgenommen und damit seine Liebe zu den Raubwaren geweckt. Wenn Robert Liska diese Geschichte erzählt, klingt sie vollkommen unspektakulär. Zuerst aufstrebender Star im Rechtswesen, dann halt Kürschner, na und. Auch über die Geschichte seines Vaters berichtet er ganz so, als ob es sich um Erlebnisse eines durchschnittlichen Menschen in durchschnittlichen Zeiten gehandelt hätte. „Mein Vater war aus dem östlichen Teil der Tschechoslowakei. Er ist vom Zug nach Auschwitz heruntergesprungen und hat sich in den polnischen Wäldern versteckt. Dann schloss er sich der Roten Armee an und rüstete schließlich in Prag ab, wo er als Selbstständiger mit dem Pelzhandel begann. Als ihm die Kommunisten 1948 anboten, dass er zwar Direktor bleiben dürfe, aber die Schlüssel zu seinem Geschäft abzugeben hätte, weil es

verstaatlicht würde, flüchtete er nach Wien“, mutiert Liska einen Stoff, aus dem Steven Spielberg zumindest zwei Blockbuster drehen könnte, zu einer Alltagsgeschichte. Aufregung ist seine Sache definitiv nicht.

Robert Liska begann also Seite an Seite mit seinem Vater im Geschäft zu arbeiten. In den 1980er Jahren ging dann ihr alter Kürschnermeister, der für den Gewerbeschein des Betriebs gesorgt hatte, in Pension. Die Innung verweigerte dem Vater Liskas die notwendige Berechtigung, obwohl sie ihm wegen seiner langjährigen Tätigkeit zugestanden wäre. Daraufhin beschloss Robert kurzerhand, die Gesellenprüfung zu machen, um dann ein Jahr später die Meisterwürde zu erringen. Es wäre das gar nicht so einfach gewesen, erzählt er, weil es sich um ein altes Handwerk mit einer großen Vielfalt an Materialien und Verarbeitungsschritten handle.

Heute finden sich Liska-Geschäfte am eleganten Wiener Graben, in der Zelezná in Prag, in den Zentren von Budapest und Bratislava. In seinem Katalog zeigt Robert Liska Models in Zobelmänteln aus eigenem Design und Hosen von Fendi, in Nerzcapen mit Pullovern von Yves Saint Laurent oder in Chinchilla, gepaart mit einem

Kleid von Christian Dior. Er wolle aber, wie schon sein Vater vor ihm, nicht nur für einige Reiche Pelze verkaufen, versichert Liska. Seine Kunden würden von Sekretärinnen, die ein halbes Leben auf einen Mantel sparen, bis zu Milliardären reichen. Und so nennt er denn als wenig aussagekräftige Indikation Preise für seine Pelze von 200 bis 50.000 Euro. Frauen kommen keineswegs, wie es das Vorurteil glauben machen will, am Arm des gönnerhaften Mannes in das Pelzgeschäft, sondern sie laden sich heute selbst auf diesen Luxus ein, oder wie Liska es formuliert: „Es ist nicht mehr wie in der Steinzeit, dass der Mann das Mammut erlegt und dann nach Hause bringt.“

Aus einer Broschüre der Wiener Kürschnermeister kann man erfahren, dass es die Germanen waren, die dem Pelz zum historischen Durchbruch verhalfen. In Wien erteilte Kaiser Leopold I. der Kürschnerzunft die Erlaubnis, in der Straße der Wildwerker (heute Wipplingerstraße) Felle zuzurichten und zu färben. Und im 20. Jahrhundert waren es dann hauptsächlich Juden, die in Wien das germanische Gewerbe ausübten, bis die selbst ernannten Nachfolger der Germanen ihnen die Geschäfte wegnahmen.

Heute hat sich das Bild vollkommen gewandelt. Wenn Robert Liskas Sohn nach St. Petersburg reist, um an einer Auktion teilzunehmen, trifft er dort nicht mehr wie noch sein Vater vor vierzig Jahren hauptsächlich Juden, sondern vor allem Chinesen, die den Handel übernommen haben. Nun trägt man in Israel ja tatsächlich weniger Pelz als in China, wenn auch Robert Liska am Beginn seiner Tätigkeit noch dorthin geliefert hat. Auf der Allenby in Tel Aviv, erzählt er, gäbe es ein Restaurant namens „Stephan Brown“, das nach einem Pelzhändler benannt ist, der dort früher sein Geschäft abwickelte. Ein „flamboyanter“ gebürtiger Slowake sei das gewesen, der für die Damen der Gesellschaft nähte. Eines Tages habe „Holiday on Ice“ an einem Sonntag im März eine Vorstellung gegeben und alle Damen hätten ebenso stolz wie heldenmütig bei Temperaturen um die 30 Grad Celsius ihre teuer erstandenen Pelze vorgeführt.

Im weitläufigen Stammgeschäft am Hohen Markt lässt sich das Kürschnergewerbe vom Trocknen der Felle bis zum Annähen des letzten Knopfes in allen Stadien studieren. Robert Liska eilt von Raum zu Raum, öffnet eine Tür nach der anderen, gibt zwischendurch eine knappe Erklärung, ist schon wieder unterwegs zur nächsten Station, deutet dahin und dorthin, eilt in das nächste Zimmer, schnell und ungeduldig, wie der Chef einer hektischen New Yorker Rechtsanwaltskanzlei.

Er zeigt uns, wie die Felle zugeschnitten und dann angefeuchtet auf Bretter genagelt werden, um in Form zu kommen, wie sie zusammengeführt und nach den Schnittmustern vernäht werden. Er führt uns in den Raum eines Fachmanns, dessen Aufgabe es ist, aus der Vielzahl der Felle solche zusammenzustellen, die in Qualität und Farbe einander ähnlich



**Vor vierzig Jahren waren auf Pelzauktionen hauptsächlich jüdische Händler. Heute haben Chinesen das Geschäft übernommen.**



sind. Schon hastet er weiter, uns dabei erläuternd, dass es verschiedene Rezepturen und Geheimnisse gibt, einen Mantel zu gestalten. Da geht es darum, ob die Felle quer oder längs vernäht werden, welche Farbnuancen an welche Stellen kommen und ähnliches mehr. Eine wichtige Rolle spielen auch die Designer, die im Dialog mit Liskas Kunden die Mäntel komponieren. Derzeit, lernen wir, läuft der Trend zu Mänteln im Stil der 1950er und 1960er Jahre. Die Endprodukte der aufwendigen Handarbeit hängen in Reih und Glied an Stangen im Verkaufslokal und harren ihrer Käufer. Österreich wäre immer ein traditionelles Pelzland gewesen und daran habe auch die Krise wenig geändert, erklärt uns Robert Liska. All die Zobel, Kojoten und Karakul werden also ihre Trägerinnen finden und auch noch kommende Generationen der Familie Liska ernähren. Denn für den Generationenwechsel hat der Kürschnermeister schon gesorgt. Einer seiner beiden Söhne wird das Geschäft übernehmen. Und auch die Tradition seines Erstberufs wird fortgesetzt. Liskas Tochter lebt als Juristin in New York, und wer weiß, ob nicht sie dereinst die Beraterin des amerikanischen Präsidenten werden wird.

### **Pelzhaus Liska**

Wien: Hoher Markt 8, 1010 Wien,  
Tel.: 01/533 22 11, Fax: 01/533 17 34

Wien: Graben 12, 1010 Wien,  
Tel.: 01/512 41 20, Fax: 01/533 17 34

Prag: Zelezna 1, 11000 Praha,  
Tel.: +42/02/24 23 94 57

Bratislava: OC Aupark Shopping Center,  
Tel.: +42/12/44 25 37 71

Bratislava: Sibirska 15,  
Tel.: +42/12/44 25 37 71

Budapest: Semmelweis 9, 1052 Budapest,  
Tel.: +36/1/731764 49, Fax: +36/1/317 91 02

<http://www.liska.co.at/>

[office@liska.org](mailto:office@liska.org)

JEDE FAHRT EIN THEATER!

# GEISTERBAHN

von Lida Winiewicz



mit  
Helmut Berger  
Konstanze Breitebner  
Nicolaus Hagg  
Roswitha Szyszkowitz  
Emilia Reif

Regie: Nikolaus Büchel  
Musik: Kurt Böhm

**Tickets: 512 42 00**  
[www.stadttheater.org](http://www.stadttheater.org)

Autorin Lida Winiewicz zeigt einmal mehr ihr Gespür für die Komik des Alltäglichen: In den Verkehrsmitteln der Wiener Linien wird erstklassige Unterhaltung bei täglich wechselndem Programm zwischen Nußdorf und Südbahnhof, Reumannplatz und Kagran, Schuberting und St. Marx geboten.

Erleben Sie eine Welt der kleinen Wunder, großen Überraschungen und komischen Katastrophen.

Lassen Sie Ihr Auto stehen!  
Fahren Sie mit der Geisterbahn!

**stadt**  
**Theater**  
walfischgasse

ab 24. März 2010

**stadtTheater walfischgasse** Walfischgasse 4, 1010 Wien

# „Ich habe nicht gewusst, dass mein Großvater Nazi war“

In Familienaufstellungen kommen häufig auch verborgene Nazi-Vergangenheiten der Vorfahren zutage. Die Therapeutin Kitty Karner-Lauber hat sich auf die Aufarbeitung von solchen Schuldkomplexen spezialisiert.

VON KATJA SINDEMANN

Ein heller Seminarraum, in dem ein Dutzend Menschen sitzen: ein älteres Ehepaar, mehrere junge Frauen, ein Vater mit seinem Sohn, einige Studenten. Die Seminarleiterin Kitty Karner-Lauber bittet Peter Müller<sup>1</sup> zu erzählen, warum er hier ist. Er berichtet, dass er mit seinen Brüdern im Streit läge, der Kontakt abgebrochen sei. In seiner Jugend hatte er Konflikte mit seinem autoritären Vater. Karner-Lauber schlägt vor, sein Familiensystem aufzustellen, also räumlich mit Hilfe von Protagonisten darzustellen. Peter ersucht andere Teilnehmer, seinen Vater, seine Mutter, seine Brüder zu repräsentieren und weist jedem einen Platz im Raum zu. Auch der Abstand zu und die Haltung gegenüber den anderen Angehörigen werden von ihm vorgegeben. Schließlich wählt Peter einen Vertreter für sich selbst. Dieser steht der Familie in Distanz gegenüber und strahlt deutlich Unwohlsein aus. Die anderen Familienmitglieder wirken kalt, unbeteiligt, einige starren in die Ferne. Nun bittet Karner-Lauber jeden Protagonisten zu beschreiben, wie er sich fühle. Ergebnis: Keiner fühlt sich wohl. Die Person, die Peter

darstellt, fühlt sich angeklagt, schuldig.

Die Familienaufstellung ist eine Methode, die von dem deutschen Psychotherapeuten Bert Hellinger propagiert wurde und zahlreiche Anhänger, aber auch Gegner gefunden hat. Die Stellvertreter erfahren in ihrer Rolle Gefühlsregungen und körperliche Reaktionen. Sie geben Auskünfte über die vertretene Person und deren Beziehung zu den anderen Familienmitgliedern. Angaben, die sie eigentlich nicht wissen können, da sie den Dargestellten nicht kennen und nichts über ihn gehört haben. Das überrascht und gibt Anlass zu Spekulation. Dennoch bestätigen Klienten, dass die Aussagen mit den realen Personen übereinstimmen. Oft kommen bislang verborgene Informationen zutage.

Karner-Lauber bittet die Darsteller, langsam Veränderungen an ihren Positionen durchzuführen. Sie weist Peter an, auch die Eltern des Vaters ins Bild zu holen. Der Großvater ist eine dominante Figur, die Großmutter deutlich untergeordnet. Peters Va-

ter wandert sukzessive zum Großvater hin, hier fühlt er sich zugehörig. „Wo war dein Großvater im Zweiten Weltkrieg?“, fragt die Therapeutin. „Er hat bei der Eisenbahn gearbeitet.“ „Warum wurde er nicht eingezogen?“ Die Frage überrascht Peter. „Er muss eine Funktion gehabt haben“, mutmaßt Karner-Lauber. Der junge Mann ist perplex: „Darüber wurde in der Familie nie gesprochen.“ Alle deportierten Juden wurden mit Zügen in die KZs gebracht. Reichsbahnmitarbeiter wussten davon. War Peters Großvater an Deportationen beteiligt? Die Leiterin fordert einige Teilnehmer auf, sich als potenzielle Nazi-Opfer vor den Großvater auf den Boden zu legen. Dieser grinst überlegen: „Du kannst da noch Tausende hinlegen, es macht mir nichts aus!“ „In Familienaufstellungen wird das Schweigen, das in Täterfamilien herrscht, sichtbar“, so Karner-Lauber. „Es wird nicht darüber gesprochen, was die Väter, Großväter im Krieg gemacht haben. Viele haben Schuld auf sich geladen, weil sie sich an Arisierungen bereichert, jemanden verraten oder Unschuldige getötet haben. Wenn die Täter ihre Schuld nicht eingestehen, übernimmt sie ein

Nachkomme im Familiensystem stellvertretend. Oft können bei Kindern oder Enkeln Symptome wie Krankheiten, Unfälle, Depressionen, Psychosen auftreten. Das sind Hinweise auf uneingestandene Schuld, die weiterwirkt.“ Die Therapeutin erlebt immer wieder, dass Klienten überrascht entdecken, dass sie aus einer Täterfamilie stammen. Dies deckt sich mit wissenschaftlichen Forschungsergebnissen. Die Zeithistorikerin Margit Reiter beschreibt in ihrer Habilitation „Generation und Gedächtnis: Tradierung und Verarbeitung des Nationalsozialismus bei den ‚Kindern der Täter‘ in Österreich“, dass Familienerzählungen erst nach Kriegsende einsetzen und ausschließlich das erlebte Leid nach 1945 thematisieren, d.h. die Eltern sich in der Opferrolle sehen. Der Zusammenhang mit der Zeit davor wird ausgeblendet. Gefallene Männer werden oft in einem Heldenmythos verklärt. Die Kinder wissen nichts über die reale Involvierung ihrer Väter, deren Beteiligung wird verharmlost.

Karner-Lauber ist Jüdin und hat zahlreiche Verwandte in der Shoah verloren. In ihrer eigenen Psychoanalyse hat sie das unaufgearbeitete Trauma ihrer Eltern beleuchtet. Die Lehrerin wurde Psychotherapeutin und absolvierte Ausbildungen in Körper- und Familientherapie. Von Bert Hellinger distanziert sie sich heute. So kritisiert sie, dass er Täter und Opfer nebeneinander lege. Das hält sie für eine Retraumatisierung der Opfer. Die Familienaufstellung als Methode zur Aufarbeitung der eigenen Geschichte hat sich für sie jedoch bewährt. In Peters Aufstellung bittet die Psychotherapeutin einen Teilnehmer, als Symbol für die NS-Ideologie ins System zu treten. Die Reaktion verblüfft alle: Peters Großvater nimmt sofort militärisch Haltung an, streckt den Arm zum Hitlergruß aus, strahlt „den Führer“ unverhohlen an. Peter



**„In Familienaufstellungen wird das Schweigen, das in Täterfamilien herrscht, sichtbar.“**

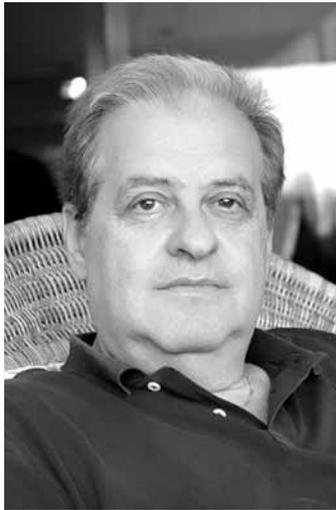
ist sehr betroffen. „Mein Mann und ich haben in Österreich eine Gruppe geleitet, in der Nachkommen aus Opfer- und Täterfamilien zusammen kamen, um sich besser zu verstehen. Vorbild war der israelische Psychologe Dan Bar-On, der dies in Deutschland erstmals getan hat“, erzählt Karner-Lauber. Bar-On (1938–2008) interviewte Ende der Achtzigerjahre 50 Nachfahren von Tätern, darunter Martin Bormann junior, den Neffen von Reinhard Heydrich, den Sohn des Treblinka-Leiters Irmfried Eberl etc. Er erfuhr, dass viele Nazis gegenüber ihrer Familie das Bild eines normalen, psychisch gesunden Menschen gezeigt hatten. Für die Kinder war es ein schmerzhafter Prozess, die Ambivalenz zwischen dem geliebten Vater und seiner Rolle im NS-Regime zu verarbeiten. Es herrschte großes Schweigen, verstärkt durch die deutsche Nachkriegsgesellschaft. Bar-On sprach von einer „doppelten Mauer“: jene, die die Eltern um ihre Gefühle errichtet hatten, und jene der Kinder als schützende Reaktion.

In Peters Aufstellung wird deutlich, dass sein Großvater die Schuld für seine Taten nicht auf sich nimmt. Sein Vater hat sich nie vom Großvater distanziert, sondern ist in der Rolle des anhänglichen Kindes verblieben. Peter ist der Erste, der auf das Verschwiegene aufmerksam macht. Dadurch entstehen die Konflikte mit seinen Brüdern. In der Aufstellung findet eine Versöhnung mit den

Brüdern und dem Vater statt. Dieser trägt erkennbar an innerem Ballast. Dan Bar-On forschte auch über die Dritte Generation. 1.100 Jugendliche aus Deutschland und Israel wurden nach ihrem Verständnis der Shoah sowie ihren Einstellungen zu aktuellen Problemen befragt. Das Ergebnis: Deutsche Jugendlichen wissen weniger über die Shoah, weniger über die Rolle ihrer Großeltern als ihre israelischen Altersgenossen und zeigen geringere emotionale Reaktionen auf das Thema.

Peter beginnt zu recherchieren und erfährt, wie die Reichsbahn an den Judendeportationen beteiligt war. Jeder Sonderzug wurde vom Reichssicherheitshauptamt bestellt und abgerechnet. Sein Großvater hat die Deportationen möglicherweise eingeteilt, vielleicht sogar begleitet. Und: In der Stadt, in der seine Großeltern lebten, fand Februar 1940 die erste Deportation einer jüdischen Gemeinde im Deutschen Reich statt. Über 1.100 Juden wurden in Waggons nach Lublin gebracht, etliche starben auf der Fahrt an Kälte und Hunger, die Mehrzahl wurde 1942 liquidiert, 19 überlebten. Karner-Lauber erlebt immer wieder die heilende Kraft, die entstehen kann, wenn Teilnehmer die Taten ihrer Eltern oder Großeltern aufdecken. „Wichtig ist, dass die Opfer gesehen werden. Und dass Personen der zweiten oder dritten Generation die Schuld, die sie stellvertretend übernommen haben, an den Täter zurückgeben.“ Ein halbes Jahr später erzählt Peter, dass sein Vater ihn gebeten habe, ihm seine Vorwürfe mitzuteilen. Erstmals ist der Vater bereit, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Für Peter der erste Schritt in einer neuen Richtung.

<sup>1</sup> Name von der Redaktion geändert.



## Doktor Ludwig Rubin lebt nicht mehr

VON ERWIN JAVOR

Nirgends wird so viel gelogen wie in der Liebe und am Friedhof. Bei Wicki Rubins Begräbnis war es anders. Ich war noch nie bei einer Beerdigung, wo eine so vollkommen ehrliche Erschütterung und tiefe Trauer um einen Menschen fühlbar war. Niemandem, der Wicki kannte, ist sein Tod gleichgültig. Nie zuvor habe ich es erlebt, dass Reden, die am Friedhof gehalten wurden, um einen Toten zu beschreiben, untertrieben waren. Erst in den Geschichten, die wir uns nachher und bei der Schiwe über ihn erzählt haben, begann sich das Bild von Wicki, so wie er war, zu vervollständigen. Alle unsere Geschichten, und jeder hatte mehr als eine davon erlebt, hatten eines gemeinsam: Sie beschreiben einen Menschen, der, wie selbstverständlich, immer gegeben hat und anderen, egal wem, gut war, ohne etwas im Gegenzug zu erwarten oder gar zu verlangen. Stellvertretend möchte ich einige meiner Geschichten als kleinen Beitrag zu unser aller tiefen Trauer um einen großen Menschen erzählen.

Bis vor wenigen Jahren lebte ein Holocaust-Überlebender aus Galizien in Wien. Yitzhak Bigeleisen betätigte sich einst in Ostpolen als Manager eines jüdischen Gewichthebers namens Zishe Breitbart, des „Stärksten Manns der Welt“. Alles, was Bigeleisen letztlich hatte, war

eine monatliche minimale Wiedergutmachung der Deutschen. Er war weder pensionsberechtigt noch sonst irgendwie sozial abgesichert. Wicki hat ihn „natürlich“ jahrelang kostenlos behandelt. Eines Tages, als Bigeleisen bereits bettlägerig war, kam Doktor Rubin zu ihm auf einen Hausbesuch und fand ihn mit einem akuten Leistenbruch vor. Wicki verständigte die Rettung, fuhr mit ihm ins Spital und musste erfahren, dass man Herrn Bigeleisen nicht aufnehmen konnte, da er weder einen Krankenschein noch eine Sozialversicherungsnummer hatte. Daraufhin öffnete Wicki ohne zu zögern und ohne Aufhebens seine Brieftasche, erlegte ein Akonto von damals 5.000 Schilling, überwies am nächsten Tag weitere 10.000 Schilling, und Bigeleisen bekam die notwendige Operation.

Ein anderes Mal war ich dabei, als ein Orthodoxer, der seit Jahren ebenfalls unversichert und von Zuwendungen seiner Gemeinde in Österreich gelebt hat, sich bei Wicki, der auch ihn aufopfernd behandelt und regelmäßig besucht hatte und dessen Honorar er natürlich nie bezahlen konnte, revanchieren wollte. Der Mann wollte in irgendeiner Form seine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen und schenkte Wicki ein paar alte Schuhe. „Herr Doktor, bitte nehmen Sie die. Die sind wirk-

lich fast neu, ich hab sie fast nicht getragen. Es ist höchste Qualität, das Beste, was ich hab. Bitte nehmen Sie sie!“ Wicki bedankte sich gerührt und herzlich, verpackte das Geschenk mit großem Respekt und nahm es mit in die Ordination. Wicki hat diese Schuhe bis zum Tod des Patienten behalten.

Egal wann und wo wir mit ihm zusammen waren, immer, immer hat irgendwann sein Telefon geläutet. (Am Schabbes hat es lautlos vibriert.) Es kam Wicki nicht in den Sinn, es abzdrehen. Ob das im Kino war, beim Essen, auf der Straße, in der Synagoge, bei Tag, in der Nacht, Wicki war immer für seine Patienten zu sprechen, egal ob es um eingebildete oder wirkliche Notfälle ging. Nach jüdischen Feiertagen, die mit üppigen und traditionell fetten Mahlzeiten begangen werden, hatte sein Telefon verstärkten Hochbetrieb. Einmal habe ich zugehört, als einer seiner „Notfall“patienten ihm seinen momentanen, absolut harmlosen Blutdruck durchgegeben hat. Dass er wegen so etwas ungehalten geworden wäre, hat es nicht gegeben.

In der jüdischen Tradition heißt es, dass ein Jude nur dann in einer Stadt wohnen darf, wenn dort mindestens zehn Gerechte leben. Nach Wickis Tod wird es in Wien nun sehr eng.

# Shoppingtempel mit jüdischer Geschichte

Das neue Kaufhaus Tyrol im Herzen Innsbrucks wirbt mit seiner Geschichte. Zumindest mit Teilen davon. Die weniger werbewirksamen, gerne verdrängten Kapitel hat Historiker Horst Schreiber in seinem neuen Buch aufgearbeitet.

VON STEFFEN ARORA

„Ein Mythos kehrt zurück.“ Mit diesem eingängigen Slogan wurde die Neueröffnung des traditionsreichen „Kaufhaus Tyrol“ Anfang März dieses Jahres in Innsbruck zelebriert. Warum auch nicht? Immerhin kann das Einkaufszentrum auf eine über hundertjährige Geschichte verweisen. Dass diese Vergangenheit zuallererst eine jüdische ist, geprägt von Antisemitismus, der in einer besonders perfiden Arisierung gipfelte, von der Vertreibung und Ermordung der einstigen Gründer und schließlich der endlos hinausgezögerten und letztlich verwehrt Entschädigung nach Kriegsende, wurde im Zuge all des Brimboriums jedoch geflissentlich ausgeblendet. Wäre da nicht der Innsbrucker Zeithistoriker Horst Schreiber, der genau diese dunklen Flecken zeitgerecht zur Eröffnung akribisch aufgearbeitet und in Buchform erstmals einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht hat. In „Von Bauer & Schwarz zum Kaufhaus Tyrol“ zeichnet Schreiber mit seinen beiden Co-Autoren, der Historikerin und Journalistin Andrea Sommerauer sowie dem Journalisten Hannes Schlosser, den Weg vom

dereinst jüdischen Warenhaus zum heutigen Shoppingtempel nach. Schreiber, für seine Forschung in Sachen NS-Vergangenheit bekannt, hat sich dem Zeitraum von der Gründung 1908 bis zur versagten Entschädigung der einstigen Eigentümerfamilien 1959 gewidmet. Sommerauer und Schlosser behandeln die jüngere Geschichte des Kaufhauses. Sein Werk sei nicht als Anklage gegen die heutigen Besitzer zu verstehen,

betont Herausgeber Schreiber: „Das ist keine Schuldgeschichte, es geht um Geschichtsbewusstsein.“ Denn der Tiroler Investor René Benko, der mit seiner Signa Holding die leer stehende Bauruine 2004 erstanden, abgerissen und nach den Plänen des britischen Stararchitekten David Chipperfield neu aufgebaut hat, ist mit den Ereignissen von damals nicht in Zusammenhang zu bringen. Dazwischen liegen zahlreiche

1925 erhielt das Kaufhaus einen neuen Schriftzug: „Warenhaus Bauer-Schwarz“ ersetzte „Josef Bauer & Sohn – Victor Schwarz & Co“.



Beschmierung der Auslagen  
mit der Aufschrift „Jude“  
im April 1938.



Besitzerwechsel. Doch Benko beschwört werbewirksam den „Mythos“, die Jahrhunderttradition seines neuen Prachtstückes. Sogar das legendäre Tanzcafé Schindler – einst jüdische Traditions Konditorei direkt neben dem historischen Kaufhaus, die ebenfalls arisiert, aber später restituiert wurde – ist als „Das Schindler“ im Kaufhaus Tyrol namentlich wieder auferstanden. Hinweise auf die weniger marketingtauglichen Facetten dieser Vergangenheit sucht man indes vergeblich. Sie sind in Schreibers Buch zu finden.

Die Geschichte des Warenhauses Bauer & Schwarz und ihrer Gründer steht repräsentativ für das Schicksal vieler jüdischer Familien dieser Zeit. Im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zogen in Innsbruck einige wenige, meist kaufmännisch orientierte jüdische Familien zu. Die Gemeinde war klein und doch grassierte schon damals der Antisemitismus, getragen in erster Linie durch katholische Kaufleute, die sich mit ungebeter Konkurrenz konfrontiert sahen. Mit der Eröffnung des Warenhauses Bauer & Schwarz im Jahr 1908, das für Tirol bahnbrechend war und die Moderne in Sachen Konsum einläutete, schufen die Gründer zugleich ein Feindbild für ihre Gegner. Die Jahre bis 1938 waren keineswegs goldene, dennoch lebte und überlebte die Firma und galt als verlässlicher Handelspartner. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten änderte sich die Situation dramatisch. Die Eigentümer, die die drohenden Zeichen der Zeit erkannten, versuchten noch, ihren Betrieb rechtzeitig zu verkaufen. Doch das Regime entzog ihnen sämtliche Befugnisse und führte das Unternehmen unter einer Art Sachwalterschaft innert weniger Monate in den Bankrott. Wie die sprichwörtlichen Geier stritten sich Innsbru-

cker und deutsche Kaufleute um das Traditionskaufhaus. Schließlich erstand der Münchner Geschäftsmann Ferdinand Kraus den Betrieb im Oktober 1938 weit unter Wert. Die Familien Bauer und Schwarz waren angesichts der Enteignung am Boden zerstört, sahen sich vor den Trümmern jahrzehntelanger Arbeit. Sie hatten sich nie als Fremde in Tirol gefühlt, waren, wie es Schreiber bezeichnet, faktisch assimiliert, lebten genau so, wie auch alle anderen Tiroler. Sie liebten die Berge, ihr Tirol und verwiesen stets mit Stolz auf ihren Einsatz fürs Vaterland im Ersten Weltkrieg. Nun war alles anders und es sollte noch schlimmer kommen. Zahlreiche Mitglieder der weitverzweigten Familien Bauer und Schwarz wurden von den Schergen des NS-Regimes ermordet. Wer konnte, floh. Heute leben die Nachfahren über die ganze Welt verstreut, von Israel bis Neuseeland. Nur zwei Nachfahren kehrten später wieder nach Innsbruck zurück, die meisten Familienmitglieder haben ihr geliebtes Tirol nie wieder gesehen.

Nach Kriegsende blieb das durch Bombentreffer schwer beschädigte Kaufhaus, das mittlerweile nach seinem neuen „Eigentümer“ Ferdinand Kraus benannt war, in dessen Besitz, es galt als deutsches Eigentum. Die Republik Österreich rechnete sich indes Chancen aus, die Immobilie zu übernehmen und zog das Restitutionsverfahren bewusst in die Länge. Diese Taktik ging zu Lasten der ehemaligen jüdischen Eigentümer, die ganze zwölf Jahre vor Gericht um Wiedergutmachung kämpfen mussten. Mit ernüchterndem Er-

gebnis: Im Jahre 1959 stimmten sie notgedrungen – die Prozesskosten nahmen erdrückende Ausmaße an und die Familien waren nach ihrer erzwungenen Flucht praktisch mittellos – einem außergerichtlichen Vergleich zu. Alle fünf klagenden Familien, die Nachfahren der Gründer, wurden gemeinsam mit mageren 1,32 Millionen Schilling abgespeist. Allein die daraus zu begleichenden Prozesskosten beliefen sich auf mehrere hunderttausend Schilling. Der durch Arisierung zu seinem Besitz gelangte Unternehmer Kraus blieb indes unbehelligt. Nur fünf Jahre später verkaufte er das Kaufhaus für 27,5 Millionen Schilling weiter. 1966 begann unter den neuen Eigentümern durch Namensänderung die Ära des heutigen Kaufhaus Tyrol. Es wurde schließlich zum Teil der Gerngross-Gruppe, bis diese 1983 von Konsum Österreich aufgekauft wurde. Es folgten Jahre des Niedergangs, die in der Konsumpleite 1995 gipfelten. Die Firmen Palmers, Wolford, die Wiener Werbeagentur GGK und Günter Jacobs erstanden aus der Konkursmasse die Gerngross-Kaufhäuser und damit auch das Kaufhaus Tyrol, immerhin Top-Immobilie in Zentrumslage. Die Konkurrenz der Einkaufszentren an der Peripherie machte dem Innenstadtkaufhaus schwer zu schaffen. Es fehlte zugleich an Ideen und Konzepten. Der Niedergang war nicht mehr aufzuhalten. 2002 schlossen die ersten Betriebe im Gebäudekomplex ihre Pforten, das Ende war besiegelt. Zum Retter der leer stehenden Ruine avancierte schließlich René Benko, der die Immobilie am 16. April 2004 erwarb.

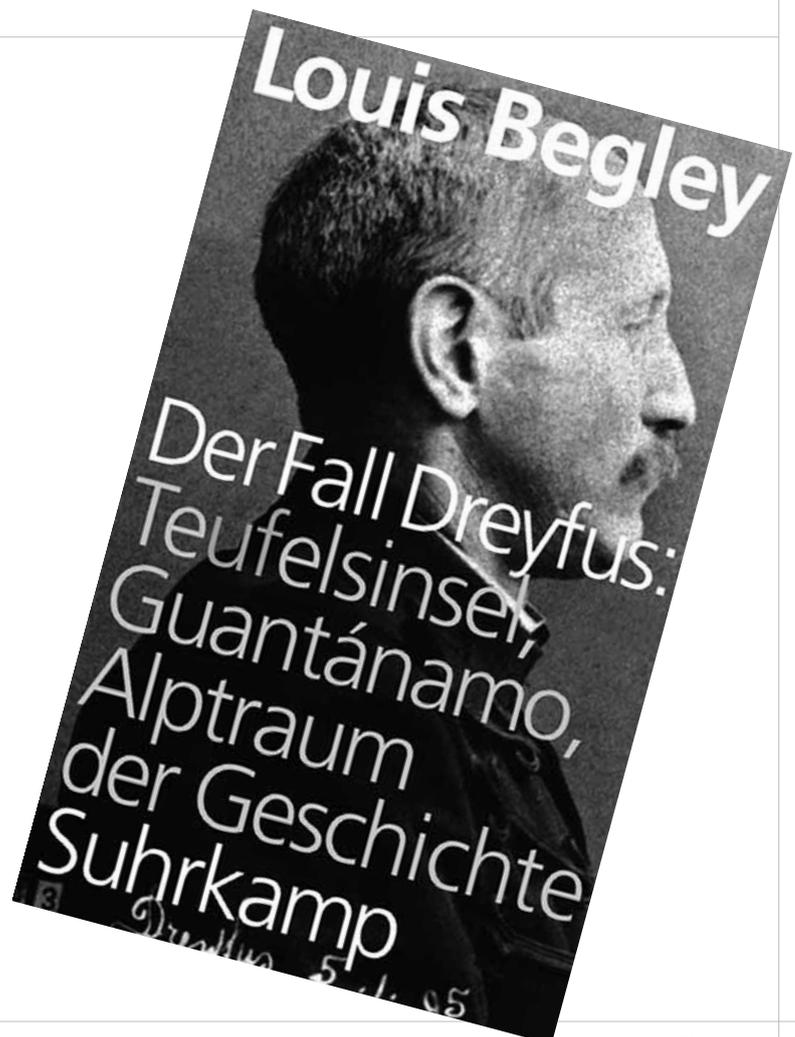
# Achtung, Rechtsstaat!

Louis Begley erklärt in seinem neuen Buch „Der Fall Dreyfus: Teufelsinsel, Guantánamo, Alptraum der Geschichte“, was uns ein Justiz-„Irrtum“ des 19. Jahrhunderts heute noch zu sagen hat.

REZENSION VON THOMAS HÖHNE

Der englische Originaltitel „Why the Dreyfus Affair Matters“ gibt wesentlich klarer zu erkennen, worum es dem Autor geht, als der schwülstig-holprige deutsche Titel. Guantánamo nimmt in dem 250-Seiten-Buch auch nur einen quantitativ geringen Teil ein, dafür wird die Dreyfus-Affäre, die ihren Protagonisten Ende des 19. Jahrhunderts zu einem der weltbekanntesten Menschen machte, minutiös dokumentiert.

Der Fall in Kürze: 1895 flog in der französischen Armee eine peinliche und unangenehme Spionageaffäre auf. Warum der Verdacht sofort auf Dreyfus fiel, hatte zwei Gründe: zum einen die äußerst dilettantischen und schlampigen Versuche um Aufklärung des Falls, und zum anderen – was wiederum den „großzügigen“ Umgang mit Beweisen förderte – den in Frankreich generell und in der Armee im Besonderen grassierenden Antisemitismus. Spionage für den deutschen Erbfeind? Ein echter Franzose tut so etwas nicht. Dreyfus, einziger jüdischer Anwärter



## „Werden auch die Verbrechen der Bush-Regierung eines nicht allzu fernen Tages unter dem Narbengewebe aus Schweigen und Gleichgültigkeit verschwinden?“

auf den Dienst im Generalstab, hatte Zugang zu den fraglichen Informationen. Und er war als Jude kein „echter“ Franzose. Die Armee brauchte einen Sündenbock, um sich zu reinigen. Dass der reiche und extrem loyale Dreyfus kein Motiv hatte, kümmerte niemanden.

So – why does the Dreyfus affair matter? Begley stellt detailliert das jahrelange Tauziehen zwischen Bush-Administration und Supreme Court um die Rechte der Guantánamo-Gefangenen dar. Kongress und Pentagon griffen tief in die Trickkiste – wie seinerzeit die französischen Behörden, gegen die Dreyfus nach seiner vierjährigen mörderischen Haft auf der Teufelsinsel harte sieben Jahre lang kämpfte, bis er endlich rehabilitiert war. Ohne seine prominenten Mitstreiter wie Jean Jaurès oder Emile Zola wäre Dreyfus chancenlos gewesen, wie auch die ganze Affäre nicht möglich gewesen wäre ohne den französischen Armeekult „und die mit ihm verbundene Angst vor der traumatischen Erfahrung, dass zwei Minister und ein Generalstabschef als mediokre Verbrecher entlarvt werden“ (die sich alle der wiederholten Lüge und Verleumdung, der Dokumentenfälschung und Zeugenbeeinflussung schuldig gemacht hatten). Why does the Dreyfus affair matter? Begley zitiert die „entscheidende und prophetische Frage“ Emile Zolas, „die bis heute Zweifel an jeder Kriegserichterbarkeit weckt: Hätte man erwarten können, dass ein Militärgericht die Entscheidung eines anderen Militärgerichts rückgängig machen würde?“ Nein. Und das galt für die Militärgerichte, die Dreyfus wiederholt schuldig sprachen, in gleicher Weise wie

für jene, die über die Guantánamo-Gefangenen zu richten hatten.

Als Dreyfus 1906 endlich freigesprochen wurde, wirbelte das in der französischen Gesellschaft, durch die zuvor noch ein Riss zwischen Dreyfusards und Anti-Dreyfusards gegangen war, kaum mehr Staub auf. Frankreich hatte bereits andere Sorgen. „Werden“, so fragt Begley, „auch die Verbrechen der Bush-Regierung eines nicht allzu fernen Tages unter dem Narbengewebe aus Schweigen und Gleichgültigkeit verschwinden, so wie die Verbrechen gegen Dreyfus in Frankreich? Es ist noch zu früh, das zu entscheiden. Die großen Dramen und Romane, die uns die Augen öffnen für alles, was die Zeit und das Vergessen bewirken können, müssen noch geschrieben werden.“ Dafür, so Begley, sei es wohl noch zu früh, da „man noch nicht abschätzen kann, welchen Schaden in der Struktur der amerikanischen Gesellschaft die Bush-Regierung mit den Verbrechen und Rechtsverletzungen ihrer Kriegsführung angerichtet

hat.“ Dass kurz nach der Wahl Obamas 44% der in einer Umfrage befragten Amerikaner gegen die Schließung Guantánamos und nur 29% dafür waren, gibt uns eine Ahnung von den Dimensionen, die Begley anspricht. Und die Veröffentlichungen im Jahr 2009 über die österreichischen Strafverfolgungsbehörden geben uns eine Ahnung davon, was Vorurteile, schlampige Gerichtsarbeit, falsche Kameraderie und bewusste Rechtswidrigkeiten selbst in einem modernen Rechtsstaat, auf den wir uns doch alle verlassen (wollen), bewirken können.

Das packende Buch des Rechtsanwalts Begley führt uns nicht nur in einen Justiz- und Politkrimi des 19. Jahrhunderts, sondern mahnt uns auch, uns nicht blindlings auf diesen Rechtsstaat zu verlassen. Er verfügt zwar über die Instrumente, um Recht und Gerechtigkeit durchzusetzen, aber es kommt sehr wohl darauf an, von wem sie und wie sie gehandhabt werden – und wer deren Handhabung kontrolliert.

### DER AUTOR

Louis Begley, geboren 1933 als Ludwig Begleiter in Galizien, damals Polen, 1959–2004 Rechtsanwalt in New York. Mit seinem ersten Roman (verfasst während eines Sabbaticals) „Lügen in Zeiten des Krieges“, mit dem er seine Geschichte als verstecktes und christlich getarntes jüdisches Kind aufarbeitete, international bekannt geworden; es folgte „Wie Max es sah“ und „Der Mann, der zu spät kam“. „About Schmidt“ wurde mit Jack Nicholson verfilmt. In „Ehrensachen“ erzählt er von einem polnisch-jüdischen Flüchtling, der sich in einen Amerikaner verwandelt.

### DAS BUCH

**DER FALL DREYFUS**  
Teufelsinsel,  
Guantánamo,  
Alptraum der Geschichte  
2009, Suhrkamp, 248 S., EUR 20,40.

# Wortwitz auf höchstem Niveau

NU-Rätseltante Michaela Spiegel hat ein neues Buch herausgebracht. Eine Kostprobe sehen Sie hier. Ihr Rätsel finden Sie wie immer auf Seite 41.



*Knochensteller*

## ANNO REX IE

Lateinische Zeiterscheinung zur geschmacklosen Bevormundung meist weiblicher Selbstzerfleischung

Cat.I) Mag er Sucht  
Cat.II) Hungersnöte mit Wangenröte

Querverweis : ANNE LYSE - BABY - EINSICHT - FAMILIENFALLE - GEBEIN  
GEHTSCHLECHT II - HETEROLOGIE - JANE REACTION - LEERKÖRPER  
MITGLIED - OPTIMISMUS - ORALITÄT - UNIFORM - WÜRDE

12

**FUTURA**  
MIT DER VIELSEITIGEN AUSWECHSELOPTIK



*Spiegelreflex*

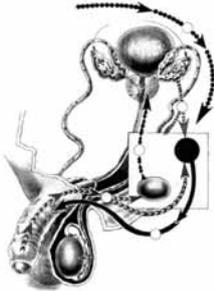
## AUFKLÄHRUNG

Institutsprinzip  
locker und lessing dem Sturm und Drang nach Emanzipation laut Emanuelle Cunt zu folgen

Cat.I) Kritik der reinen Vernunft (categorischer Imperativ)  
Cat.II) die tägliche Verfassung  
Cat.III) Kläranlagen und Lesezirkel

Querverweis : ANNE LYSE - AUTOBIOGRAPHIE - DOGMA - FLINT - GATES  
KETTENREAKTION - LIBERACE - NARRENFREIHEIT - REHTORIK - SCHRECKTINTE - STÜTZEN DER GESELLSCHAFT - VERLOCKUNG

14



*Gehtschlecht männlich*

## GEHTSCHLECHT

Historische Organbezeichnung, (weshalb man auch vom *alten Gehtschlecht* spricht), männlich konnotiert und Gegenstück des weiblichen Genie Tals

Cat.I) Gotha Grotesk  
Cat.II) Penisköcher für Haubenköche (frühfeministische Forderung)  
Cat.III) Silly Cone Verwertung in amerikanischen Puppentälern



*Kreisel*

## II -SEXUALITÄT

Vom Institut für Heil und Sonderpädagogik berechnete archimädische Konstante in umfänglichen Verhältnissen und eigenen Kreisen

Cat.I) Irrationalität und Dekadenz  
Cat.II) die ersten 100 Nachkommenstellen  
Cat.III) Kreiszahlen und -säle  
Cat.IV) der Wille zum Drehen an Wänden

Querverweis : ANNE LYSE - BAMBI - DICK VAN DYKE - FLEISS  
- GEHTSCHLECHT - GEHTSCHLECHT II - HETEROLOGIE -  
HOMOLOGIE- KETTENREAKTION - MEHRJUNGFRAU - ORGANON -  
STÜTZEN DER GESELLSCHAFT - VERLOCKUNG - ZWILLINGSERDE

KONVERSATIONSDICTIONAR des Instituts für Heil und Sonderpädagogik von M.Spiegel, Vice Versa Verlag, ISBN 978-3-932809-64-4, Preis: € 25,-

# Die Kunst der kurzen Laute

VON ERWIN JAVOR

Wie Sie mittlerweile hoffentlich wissen, auf Jiddisch kann man sich sehr differenziert ausdrücken. Dafür braucht man nicht einmal viele Worte. Mehr als das, es genügen sogar ganz kurze Laute. Ich habe im NU (sic!) schon einmal über „Nu?“, auch über „O!“ geschrieben, aber noch nicht über das „Oj!“ Es ist Zeit.

Einen Moment noch. Wenn ich mir es so recht überlege, ich kann es doch noch nicht lassen mit dem „O!“ Ich serviere noch einen Nachschub.

**O!**

Ein Mann sitzt im koscheren Restaurant und beschwert sich griesgrämig beim Kellner: „Kosten Sie die Suppe!“ Der Ober, gelangweilt, desinteressiert, in anderen Worten perfekt der ortsüblichen Kundenorientierung entsprechend: „Ist sie versalzen? Zu wenig gesalzen? Zu heiß? Zu kalt? Zu suppig??!“ Darauf der Gast wütend und laut: „Machen Sie sich nicht lustig über mich! Kosten Sie die Suppe!“ Sagt der Ober: „Und wo ist der Löffel?“ – „O!“

**Oj!**

Ein Jude steht im Schwimmbad am Trampolin, am höchsten aller Sprungbretter, und schaut konzentriert ins kalte Wasser. Seine Frau steht bewundernd daneben. Und steht. Und steht. Nach einer Weile wundert sie sich etwas über ihren Helden: „Nu?“ Er zögert noch immer und schaut weiter angestrengt in die Tiefe. Nach einigen Minuten erkennt sie blitzartig, der Held muss

angespornt werden. Mit Überzeugung und voller Lautstärke geht sie ans Werk: „Nu!!“ Nichts geschieht. Langsam beginnt sie ihren Heldenbegriff zu überdenken und beginnt sich eher Sorgen zu machen. Zart streift sie ihm über den Arm und fragt liebevoll: „Nu?“ Das kann er nun wirklich nicht auf sich sitzen lassen und springt flugs ins wirklich sehr, sehr kalte Wasser. Ein gequältes, schmerz erfülltes „Oj!“ schallt unüberhörbar durch das Schwimmbad. Nach einer Weile, als sein Körper den Schock überwunden hat und die angestrebte Wunschtemperatur zu empfinden beginnt, macht sich Stolz und Wohlbehagen in dem Athleten breit, und er seufzt zufrieden, lang und wohligh gedehnt: „O!“

Man kann sich also auf sehr schlichte Weise verständlich machen. Wie verständlich kommuniziert man dann erst unter Verwendung eines umfangreicheren Vokabulars, meinen Sie? Weit gefehlt:

**Kapure**

In manchen orthodoxen Gemeinden ist seit dem Mittelalter „kapure schlugn“ Brauch. Das bedeutet, dass man zwischen Rosch Haschana und Jom Kippur ein Huhn über dem Kopf eines Sünders schwingt und eine Bruche (einen Segensspruch) sagt, woraufhin, so glaubt man, dessen Sünden auf das Tier übertragen werden – gewissermaßen eine frühe Form der Psychoanalyse. Das Geflügel hat dann eine weitere Karriere als Festtagsbraten vor sich. In weniger orthodoxen Kreisen wird der selbe Zweck praktischer, nämlich

mit einer Geldspende, abgewickelt. „Ojf kapures“ bedeutet aufgrund dieses Aberglaubens so etwas wie „zu nichts gut“ oder „völlig überflüssig“.

**Völkerverständigung**

Ein ausschließlich Jiddisch sprechender Mann steht vor Gericht und wird beschuldigt, ein Pferd gestohlen zu haben. Der Dolmetscher fragt im Auftrag des Richters: „Angeklagter, haben Sie ein Pferd gestohlen?“ – „Ech hob gegagnet a Pferd?“ (Sie glauben ernsthaft, dass ich ein Pferd gestohlen habe?) Der Dolmetscher dreht sich zum Richter und übersetzt wörtlich: „Ich habe ein Pferd gestohlen.“ – „Warum haben Sie ein Pferd gestohlen?“, will der Richter wissen. „Ech hab gegagnet a Pferd? Ech darf a Pferd?“ (Sie glauben ernsthaft, dass ich ein Pferd gestohlen habe? Wieso um Himmels Willen glauben Sie, dass ich ein Pferd brauche?) Der Dolmetscher übersetzt wieder geflissentlich Wort für Wort: „Ich habe ein Pferd gestohlen. Ich brauche ein Pferd.“ Der Richter versteht kein Wort. „Wozu haben Sie das Pferd gebraucht?“ Der Angeklagte schreit aufgebracht, immer fassungsloser: „Ech hab gegagnet a Pferd? Ech darf a Pferd? Ech darf a Pferd oif kapures!“ (Ein Pferd ist für mich komplett überflüssig!). Der Dolmetscher: „Ich habe ein Pferd gestohlen. Ich brauche ein Pferd. Ich brauche ein Pferd für ein Sühneopfer.“ Der Jude erhielt mildernde Umstände, weil er geständig war und wurde zu nur fünf Jahren Kerker wegen schweren Diebstahls verurteilt.

# Allein durch Feindesland

Moses Mendelssohn, einer der wichtigsten deutschen Aufklärer, verlässt mit 14 seine Familie in Dessau und geht zu Fuß nach Berlin zu seinem Lehrer. Die deutsche Autorin Katja Behrens hat die Reise des kleinen Mausche Mendelssohn nacherzählt, so wie sie hätte gewesen sein können. Herausgekommen ist eine Parabel der Toleranz.

VON DANIELLE SPERA

Eigentlich hatte ich den „Kleinen Mausche aus Dessau“ für meine Tochter gekauft, doch als ich begann hineinzulesen, hat mich das Buch so in seinen Bann gezogen, dass ich es nicht mehr weglegen konnte. Der 14-jährige „Mausche ho koton – mi Dessau“, verlässt das Ghetto, aus dem er zuvor noch nie herausgekommen war, in notdürftigen Schuhen aus Stroh und Lumpen. Er will seinem Lehrer David Fränkel folgen, der in Berlin Oberrabbiner geworden war. Rabbi Fränkel hat in Mausche die Leidenschaft und Lust zu lernen geweckt. Als Jude hatte Mausche keine weltliche Schule besuchen dürfen. Zu Hause sprach man Jiddisch und Hebräisch.

Moses „Mausche“ Mendelssohn hat einen Buckel, er hinkt und stottert, trägt schwarze Kleidung und ein Bündel, in dem er seinen kostbarsten Besitz versteckt, ein Buch. Wenn er auf seiner Reise Angst hat, möchte er sich am liebsten darin verstecken. Doch trotz aller Gefahren, die überall auf den jüdischen Burschen lauern, gehen Mausche schon bei den ersten Schritten aus der Enge des Ghettos von Dessau in die Weite der neuen Freiheit die Augen auf: „Er war berauscht von den Farben, Rot und Gelb und Rost und Braun, alles leuchtete. Zu Hause war alles nur schwarz und grau. Keine Blumen, kaum Bäume. Schwarz die Hüte und die Kaftane und die Buchstaben, grau die Häuser, die Esel, die Steine. Das Blau des Himmels und das Blau des

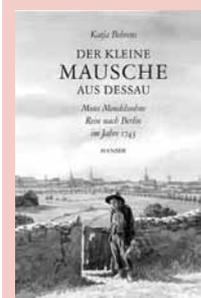
Wassers, er war zum ersten Mal über Wasser gefahren, es hat ihm gefallen, von den Wellen getragen und gewiegt zu werden.“

Trotz der Freude und Begeisterung ist die Furcht sein ständiger Begleiter. Berichte über Vertreibungen und Pogrome gegen Juden waren schon in Dessau allgegenwärtig. Auf seiner Reise durch das Feindesland drohen ihm ständig Demütigungen, er wird verspottet, beschimpft, an jedem Schlagbaum muss er – wie jeder Jude – Leibzoll bezahlen, wie ein Stück Vieh. Doch Mausche bleibt in seinem Glauben an das Mitgefühl unerschütterlich. Und er wird nicht enttäuscht. Er begegnet den verschiedensten Menschen, die ihm helfen und beschützen: Hannes, dem jungen Hufschmied aus Wiesbaden, einem Scheerschleifer-Paar aus einer Zigeunerfamilie, einer Bande von jüdischen Räubern, die darüber streiten, ob man am Schabbat Leute überfallen darf, einem Theologie-Studenten, einem Soldaten der preußischen Armee oder adeligen Damen. Mit ihnen allen unterhält sich Mausche, obwohl er ihre Sprache nicht kann und sie die seine nicht verstehen. „Er beginnt Wörter zu sammeln und trägt sie mit sich herum wie einen Schatz. Jedes neue Wort macht ihn ein Stückchen freier.“

Auf Hannes, den hessischen Handwerksburschen, trifft Mausche immer wieder. Beide beobachten einander mit Befremden, aber doch auch neugierig und wissbegierig: Hannes kniet

am Abend im Wald zum Gebet nieder, Mausche legt Gebetsriemen an und schaukelt mit dem Oberkörper hin und her. Lange werden sie nicht zusammenbleiben, aber lange genug, um zu erkennen, dass Fremde nicht Feinde sein müssen.

Aus dem kleinen Mausche wurde ein großer Gelehrter und Vorkämpfer für die Verständigung von Christen und Juden. Lessing verewigte Moses Mendelssohn in seinem Stück „Nathan der Weise“. Davon berichtet Katja Behrens in einem Epilog. Es rundet den spannend und packend erzählten fiktiven Reisebericht noch ab. Das vielfältige Bild vom Alltag und Leben der deutschen Juden im 18. Jahrhundert geht einem – auch Wochen nach der Lektüre – nicht mehr aus dem Kopf.



Katja Behrens:  
„Der kleine Mausche  
aus Dessau“.

Moses Mendelssohns Reise  
nach Berlin im Jahre 1743.  
Hanser Verlag, München 2009.  
208 S., geb., 14,90 Euro.



FOTO: PRIVAT

## Liebe mit Lokschen

VON HELENE MAIMANN

Eben habe ich sie zugestellt, so wie jeden Freitag. Keine Woche ohne dieses Ritual. Es geht diesmal um die Ikone der jüdischen Küche, die Goldene Joich. Wenn es ein Gericht gibt, das die Juden in allen Weltgegenden eint – und nicht nur diese, denn Hühnersuppe gibt es in fast allen Kulturen – dann dieses. Wie die Joich golden wird, dazu gibt es viele Tricks, einige werden hier verraten.

Nehmen Sie den größten Topf, den Sie zu Hause haben. Kaufen Sie das beste Huhn, das Sie kriegen können. Kein trauriges schlappes mageres Brathähnchen, sondern eine „richtig schöne, große Henne“, wie meine Tante Anni sagte, die natürlich nur koscheres Geflügel, das eingesalzen wurde, verwendete, was übrigens die beste Hühnersuppe ergibt. Sie können auch nur Hühnerschenkel verwenden und, wenn Sie wollen, das Fleisch vor dem Kochen kräftig mit Salz einreiben. Dann wickeln Sie es in ein Küchentuch und lassen es im Kühlschrank über Nacht auf den großen Augenblick warten, da es in den Topf wandert und zum unschlagbaren Körper- und Seelenfutter wird. Wenn Sie Hälse, Mägen, Hühnerherzen und sogar Hühnerfüße bekommen (sie sind leider fast verschwunden, aber wenn, nur zu, vorher natürlich die Krallen abschneiden und gut einweichen), hinein in den Topf. Dazu 2,5 l kaltes Wasser, ein Stück Sup-

penknochen vom Rind und zumindest ein halbes Kilo Suppengrün im Ganzen, sauber geputzt: Karotten, Lauch, Sellerie, gelbe Rüben, Petersilienwurzeln, einen Buschen Petersilie mit Blatt & Stängel, Salz, zwei oder drei Pfefferkörner. Alles Weitere ist Philosophie und spezielles Familien-Know-how, um die *neschóme*, die Seele, in die Suppe zu bringen und ihr die goldene Farbe zu geben: zwei Lorbeerblätter, eine ganze Zwiebel mit der Schale, Pastinaken, ein bis zwei Paradeiser, etwas Safran, eine Knoblauchzehe, ein Stück Kohlrabi und (wir sind ja keine Puristen) einen Suppenwürfel.

Langsam zum Kochen bringen, die Hitze reduzieren, Deckel auf den Topf und – mindestens! – zwei Stunden sanft köcheln lassen. Dann die Suppe abkühlen, am besten über Nacht im Herbst und Winter (falls vorhanden) auf den Balkon stellen, im Sommer in den Kühlschrank (auf zwei Töpfe aufteilen). Am nächsten Tag das erstarrte Fett von der Suppe abheben, aufkochen, die Suppe abseihen, Rindsknochen, Zwiebel und Innereien entfernen, Karotten, Rüben und Sellerie klein schneiden, das Fleisch von den Knochen lösen und die Suppe mit dem Gemüse und dem Fleisch aufwärmen. Mit Mazzeknödel (zu Pessach geboten, aber auch sonst der Hit), Lokschen (Nudeln), Kreplach (Ravioli) oder Frittaten heiß servieren.

Mein Suppenhuhn reicht fast für die ganze Woche, allerdings nur im Winter, wenn der Topf nach dem Aufwärmen wieder im Kühlen steht. In der warmen Jahreszeit muss zweimal wöchentlich eine kleinere Portion gekocht werden. Man kann es wie die Franzosen machen und jeden Tag etwas klein geschnittenes frisches Gemüse beim Erhitzen dazugeben. Jedenfalls: Wenn der Hühnersuppenduft durch das Haus weht, kann es draußen (oder auch in der Seele) hageln, stürmen und schneien – es gibt nichts Besseres, um Körper und Seele zu stärken und friedlich zu stimmen.

Übrigens erkannte schon Maimonides, dass Hühnersuppe die ideale Kost gegen viele Beschwerden ist und sogar lebensrettend sein kann. Bei Grippe ist sie sowieso unumgänglich. Das weiß die Volksküche schon lange. Den Grund lieferte die moderne Wissenschaft: Sowohl die Hühnerknochen als auch die Petersilie wirken, wenn sie langsam ausgekocht werden, wie ein Antibiotikum. Daher heißt die Suppe auch „jüdisches Penizillin“ und heilt (fast) alles. Sagt man. Wenn dann noch frische Eiernudeln darin schwimmen, umso besser, finde ich. Wie sagt ein jüdisches Sprichwort: Liebe ist wunderbar. Aber Liebe mit Lokschen ist noch viel besser. In diesem Sinne: Happy Passover.

# Mit Kalkül und einem Kniefall in Auschwitz

Dass der einstige Mussolini-Fan Gianfranco Fini Chef von Italiens Konservativen wird, ist nur mehr eine Frage der Zeit.

VON CORNELIA MAYRBÄURL

„Furibondo ed arrabbiatissimo“, „rasend und sehr wütend“ soll Silvio Berlusconi gewesen sein, als sein Parteifreund Gianfranco Fini erst im März wieder einmal deutlich auf Distanz zum skandalgebeutelten Chef von Italiens regierendem Rechtsbündnis „Volk der Freiheit“ („Popolo della Libertà“, PdL) ging. Zuvor hatten Journalisten Fini danach gefragt, ob denn seine Zukunft überhaupt noch in der gemeinsam mit Berlusconi geschaffenen Partei liege. „So wie das ‚Volk der Freiheit‘ derzeit aussieht, gefällt es mir nicht“, sagte Fini, Präsident der Abgeordnetenkammer in Rom und damit Italiens dritthöchster Würdenträger, trocken. Doch der smarte 57-Jährige weiß genau, wie er gelegentliche Seitenhiebe auf den Regierungschef mit Loyalitätsbekundungen ausgleichen muss. „Wenn es mir um persönliche Leadership ginge, dann hätte ich mich an meine eigene Partei geklammert. Aber ich glaube an das gemeinsame Projekt mit Silvio Berlusconi. Ich will auch keine neue Partei gründen. Wer mir ein Komplott unterstellt, hat nichts

verstanden“, sagt er dann. Nicht zuletzt wegen dieses geschickten Balanceakts gilt Fini seit mindestens einem Jahrzehnt als „delfino“, als Thronfolger und nächster Chef der italienischen Rechten, wenn denn Berlusconi doch einmal über seine Frauengeschichten oder seine Schwierigkeiten mit der Justiz stolpert.

Doch für manche ist Parlamentspräsident Fini, der sich mit diesem Amt im Rücken gern als besonnener Staatsmann präsentiert, etwas ganz anderes: ein Wendehals, ein Opportunist. 1992 war Fini der Ansicht, Mussolini sei „der größte Staatsmann des Jahrhunderts, und lebte er heute, würde er die Freiheit der Italiener garantieren“. Jener Benito Mussolini, der ab Herbst 1938 immer neue „Gesetze zum Schutz der italienischen Rasse“ erlassen hatte, welche schließlich mit dem Tod von 5.916 Juden, vor allem in Auschwitz, endeten. Im Dezember 2008 hingegen enthüllte Fini im Palazzo Montecitorio, Roms Parlament, in Anwesenheit des Präsidenten der Israelitischen Kultusge-

meinden Italiens eine Gedenktafel: „Die Erinnerung an die Verfolgung und die Gräueltaten, die den Rassengesetzen folgten, mögen als ewige Mahnung dienen, damit das italienische Parlament auf immer ein Bollwerk der Freiheit und Würde der Person sei.“

In den sechzehn Jahren zwischen 1992 und 2008 legte Gianfranco Fini einen langen politischen Weg zurück. Ricardo Pacifici, der Präsident der Kultusgemeinde Rom, meinte beim Besuch Finis in der römischen Synagoge im Vorjahr: „Die Tatsache, dass sich zumindest die Führung der Rechten als antifaschistisch bezeichnet, ist ein Fortschritt, den wir sorgsam hüten müssen.“

Der Reihe nach. Der Journalist und Buchautor Fini (eben veröffentlicht: „Die Zukunft der Freiheit. Unerbetene Ratschläge an die 1989 Geborenen“) startete seine politische Karriere ganz weit rechts, bei Italiens Neofaschisten. Als Protégé von Giorgio Almirante, der nur eineinhalb Jahre nach dem Sturz



FOTO ©: EPA

**Finis Besuch 1999 in Auschwitz führte dazu, dass in Israel darüber diskutiert wurde, ob er willkommen sei oder nicht.**

Mussolinis 1946 den „Movimento Sociale Italiano“ (MSI) gründete, übernahm Fini 1987 mit nur 35 Jahren den Parteivorsitz. Zuvor hatte er in der Jugendorganisation der Partei Karriere gemacht und als Journalist im Parteiblatt „Secolo d'Italia“ geschrieben.

1993 gelangte Fini in die Stichwahl um das Amt des Bürgermeisters von Rom – solchen Erfolg bei den Wählern hatte ein Neofaschist noch nie erlangt. 1993 war aber auch das Jahr, in dem in Italiens Politik kein Stein auf dem anderen blieb. Ein Erdbeben namens Tangentopoli zertrümmerte die Parteien; der riesige Schmiergeldskandal brachte das gesamte System zum Einsturz. Das Vakuum, das das Ende der ewigen Regierungspartei Democrazia Cristiana

hinterließ, wurde vom Unternehmer Silvio Berlusconi rasch gefüllt, der in der Politik quasi ein neues Geschäftsfeld entdeckte. Mit dem Kabinett Berlusconi zogen 1994 erstmals einige Neofaschisten in die Regierung ein; der MSI hatte in den Wahlen das historische Hoch von 13 Prozent erreicht.

Fini erkennt, dass die neuen Zeiten auch nach einem neuen politischen Gewand verlangen. Der MSI beschließt 1995 auf einem Parteitag, sich als „Alleanza Nazionale“ (AN) neu zu gründen. Der alte und neue Präsident will die Partei für klassische Konservative, Liberale und gemäßigte Katholiken attraktiv machen und ist dafür bereit, „ohne Zögern anzuerkennen, dass der Antifaschismus historisch ein essenzieller Moment für die Wiederkehr

der demokratischen Werte war, die der Faschismus aufgehoben hatte“. Ein harter Kern rund um Pino Rauti spaltet sich daraufhin im „MSI Fiamma Tricolore“ ab. 1996 ist AN, die in einem Bündnis mit Berlusconis Forza Italia antritt, mit 15,7 Prozent Italiens drittstärkste Partei.

In den Jahren darauf verfolgt Gianfranco Fini konsequent und hartnäckig das Ziel, als Politiker einer ganz normalen, reputierlichen Rechtspartei anerkannt zu werden. „AN blickt nach Israel, dem aus der Asche des Holocaust entstandenen Landes, um jene internationale Glaubwürdigkeit zu erlangen, die die Abwendung vom Faschismus bezeugt. Ein Treffen mit Benjamin Netanyahu wäre für Fini die endgültige Legitimierung auf dem Weg seiner Identifikation mit Europas liberal-konservativem Lager“, schreibt der „Corriere della Sera“ 1998. So betreibt der Sohn eines Retters Tausender Juden in Jerusalem Lobbying für Fini, es gibt vielerlei geheime Kontakte, aus Israel kommen Beobachter zu einem Parteitag von AN. Die damalige Präsidentin der Israelischen Kulturgemeinden Italiens, Tullia Zevi, bleibt den Bemühungen Finis gegenüber skeptisch: „Weder wollen wir noch sind wir dazu autorisiert, Zeugnisse auszustellen und Noten zu vergeben. Fini muss nicht gewisse Dinge sagen, um den Juden zu gefallen ... er darf nicht vergessen, dass die Arbeit innerhalb der Partei stattfinden muss. Und es ist eine Arbeit, die viel Geduld erfordert.“ Für sie ist Fini „aber kein Le Pen, kein Demagoge, und daher wünsche ich mir, dass ihm sein Vorhaben gelingt.“ Um klarzustellen, dass er vor dem Holocaust nicht die Augen verschließt, besucht der AN-Parteichef im Februar 1999 Auschwitz.

**Finis hat es geschafft, sich von seiner eigenen politischen Vergangenheit zu emanzipieren. Jetzt ist es nur noch ein kleiner Schritt bis zur konservativen Nummer eins in Italien.**

Der politische Wandlungsprozess des AN-Parteichefs führt dazu, dass schließlich auch in Israel diskutiert wird, ob Fini willkommen sei oder nicht. Die Fronten verlaufen nicht immer klar, so gehen etwa in der Arbeiterpartei die Meinungen dazu auseinander. Im November 2003 ist es schließlich so weit: In Jerusalem empfängt Regierungschef Ariel Sharon den Ex-Faschisten über eine Stunde lang, und auch Oppositionsführer Schimon Peres trifft Fini. Peres meint danach: „Wir sind glücklich, dass seine Haltung zu Israel und zum Antisemitismus gereift ist; wir sind glücklich, dass seine Partei den Weg der Demokratie gewählt hat.“ Nach einem Besuch in Yad Vashem spricht Fini vom Holocaust als dem „absoluten Bösen“ und schließt auf Nachfrage eines Journalisten auch den Faschismus mit ein. Die Abkehr von der eigenen politischen Vergangenheit ist damit endgültig vollbracht.

Zuhause gehen dafür die Wogen hoch. „Finis hat unsere Gefühle verraten ... er ist das absolut Böse in AN ... er hat historisch Unrichtiges gesagt und er hat den Faschismus verleugnet“, beschuldigt Alessandra Mussolini, die Enkelin des Duce, den Parteichef, bevor sie AN verlässt.

2001, noch vor dem Israel-Besuch, war Fini nach einigen Jahren in der Opposition als Italiens Vizekanzler unter Berlusconi wieder in die Regierung eingezogen. Dass er auch in den europäischen Verfassungskonvent entsandt wurde, gab ihm die Gelegenheit, sich und seine Partei im Rahmen der EU als eine Gruppe ähnlich der französischen Gaulisten zu positionieren. Von 2004 bis 2006 oblag Fini dann das Amt des Außenministers – eines, das es ermöglicht oder sogar verlangt, als

vom üblichen Parteien-Hickhack abgehoben aufzutreten.

Vielleicht ist der politische Wandlungsprozess des einstigen Mussolini-Anhängers auch vor dem Hintergrund zu sehen, wie er überhaupt bei den Neofaschisten landete. 2004 erzählte Fini der Zeitung „La Repubblica“ davon, wie er 1968 ins Kino ging, um den John-Wayne-Film „The Green Berets“ zu sehen. Linke Gruppen erachteten den Streifen als kriegstreiberisch und wollten Besucher vor einem Kino in Bologna daran hindern, den Film anzusehen. „Ich hatte keine genauen politischen Ansichten. Mir gefiel John Wayne, das war alles. Am Kinobeginn werde ich angerempelt, angespuckt und getreten ... und als Reaktion auf so viel Arroganz habe ich mir mal die Jugendorganisation des MSI angesehen.“

Nicht nur mit der Neubewertung der Vergangenheit, auch mit den gesellschaftspolitischen Haltungen, die er mittlerweile einnimmt, geht Fini deutlich auf Distanz zum rechten Rand. In puncto künstliche Befruchtung oder hinsichtlich der Möglichkeit für Homosexuelle, ihre Partnerschaft registrieren zu lassen, vertritt er nun liberale Standpunkte und wurde dafür mehrmals auch von Parteifreunden kritisiert. Und indem er für Italien als laizistischen Staat eintrat, legte sich Gianfranco Fini mehrmals mit dem Vatikan an. Etwa auch, als 2008 die eingangs erwähnte Tafel zum Gedenken an die Rassengesetze im Parlament enthüllt wurde. Deren Infamie, so meinte der Parlamentspräsident, könne der Faschismus allein nicht erklären. Die „gehässige Bösartigkeit“ der Gesetze sei bedauerlicherweise unter den Italienern und auch in der katholischen Kirche auf keinerlei Widerstand gestoßen.

Finis politische Umorientierung findet sogar in seinem Privatleben Entsprechung. 2007 ließ er sich von seiner langjährigen Frau Daniela scheiden, die er in jungen Jahren als Sekretärin in der Parteizeitung kennengelernt hatte. Die militante MSI-Aktivistin „mit einem undiplomatischen römischen Vulgärschatz und undurchsichtigen Privatgeschäften“ sei ein Karrierehindernis geworden, schrieb die Schweizer „Weltwoche“. Gleichzeitig war die 35 Jahre alte Elisabetta Tulliani, die die Geliebte eines betrügerischen Fußballmanagers war, bevor sie es zum TV-Starlet mit eigener Sendung brachte, schon von Fini schwanger. Die beiden haben mittlerweile zwei Kinder. „Ein Politiker, der theoretisch ganz Familie und Vaterland ist, geriet in eine Nachmittags-TV-Geschichte“, kommentierte eine Redakteurin des „Corriere della Sera“. Jüngst erzählte Fini in einem Fernsehinterview auch, dass er durchaus die Windeln seiner kleinen Tochter wechsle, „das ist weder links noch rechts, da geht es einfach darum, ein guter Papa zu sein.“ Auch dies eine neue Facette an dem Politiker, der sonst kalt und überkorrekt wirkt.

Schon im Jänner 2007 hatte Silvio Berlusconi Fini als seinen Nachfolger genannt – falls es gelänge, aus „Forza Italia“ und AN eine neue gemeinsame Partei zu formen. Nicht ohne Schwierigkeiten, aber doch, raufte sich der schillernde Unternehmer und der steife Staatsmann zusammen. Im März dieses Jahres ging Finis „Alleanza Nazionale“ endgültig im „Volk der Freiheit“ auf. Jetzt muss der geläuterte Ex-Faschist, der ja schon langen Atem bewiesen hat, nur noch auf Silvio Berlusconis Abgang warten. Dann ist er Italiens konservative Nummer eins.

# Ein katholischer Jude

Francis Steiner flüchtete mit dem ersten Kindertransport nach England, wo er 52 Jahre Korrespondent der Kathpress war. NU fuhr mit ihm Auto.

VON AXEL REISERER, LONDON



Als mir Francis Steiner vorgeschlagen hatte: „Kommen Sie doch einfach mit dem Zug nach Banbury, ich hole Sie dann mit dem Auto ab“, hatte ich schon leichte Bedenken. Der 87-jährige Mann sieht kaum mehr und bewegt sich mit Hilfe von zwei Stöcken nur mehr äußerst schwerfällig. Aber Auto fährt er noch! Aus einer Mischung aus Höflichkeit, Bequemlichkeit und Neugierde nahm ich sein Angebot dennoch an.

Vor dem Bahnhof Banbury, dem rund 100 Kilometer von London entfernten Wohnort von Francis Steiner, überlege ich dann ein paar Wochen später bei jedem ankommenden Fahrzeug, ob er das nun sein könnte. Aber die Autos sind alle viel zu neu. Ihn hingegen stelle ich mir beispielsweise in einem Morris Minor vor, Baujahr 1957 und gebaut im benachbarten Oxford. Der Wind pfeift, von Herrn Steiner keine Spur und mir fällt ein, dass ich seine Telefonnummer nicht bei mir habe.

Da erschüttert ein ohrenbetäubendes Geräusch die schmale Bahnhofszufahrt und ein Microcar – das sind jene Miniaturautoimitationen aus Kunststoff, die man unerklär-

## Francis kam mit dem ersten Kindertransport nach England – und blieb ein Leben lang. „Wären unsere Eltern noch dagewesen, wären wir zurückgekommen.“

licherweise ohne Führerschein bewegen darf – nimmt Ziel auf mich. Francis Steiner hält ungefähr 0,5 Zentimeter vor meinem rechten Schienbein und ruft zur Begrüßung: „Sie müssen sich da erst Platz verschaffen.“ Was nicht nur wegen der „Größe“ des Fahrzeugs eine gewisse Herausforderung ist, aber irgendwie schlichte ich mich zwischen Gehstöcken, Umhängetasche, Wasserflaschen und Papieren, und wir brausen los. Selten in meinem Leben habe ich mich so enthusiastisch angeschnallt.

„Zuerst zeige ich Ihnen unsere schöne Landschaft und dann führe ich Sie ein wenig außerhalb zu einem Pub, wo man sehr gut essen kann. Später fahren wir dann noch nach Burton Dassett, zu einem Ort, wo ...“ Was Francis Steiner noch sagt, geht in dem unsäglichen Krach des Fahrzeugs unter. Ab ca. 20 km/h beginnt das Armaturenbrett so stark zu vibrieren, dass ich jederzeit erwarte, dass es uns entgegenfliegt. Francis Steiner scheint das nicht zu stören, er fährt beherzt in den nächsten Kreisverkehr ein, ich brülle noch „Halt!!!“, da hat er schon ein anderes Auto zur Notbremsung gezwungen und fährt gänzlich unbeeindruckt weiter.

Das Hupen und Fäusteschwingen aus dem anderen Auto ignorieren wir ebenso souverän wie die Tatsache, dass sich hinter uns bald eine endlose Schlange bildet. Dabei kommt mir die Fahrt gefährlich schnell vor. Geschwindigkeit ist offenbar eine Fiktion. Schließlich aber erreichen wir (fragen Sie nicht, wie) das Pub. Francis Steiner erzählt mir alles über die Gegend, in der wir uns befinden. „Hier stoßen sieben Grafschaften zusammen, in der Nähe ist Oxford, aber auch Stratford-upon-Avon,

die Shakespeare-Stadt ...“ Er kennt hier jeden Hügel, jede Kirche, jedes Landgut – für Francis Steiner, der am 2. Oktober 1922 in Wien als Franz Steiner geboren und noch heute von der Familie „Franzi“ gerufen wird, ist das hier sein Zuhause geworden.

Manchmal wundert er sich darüber selbst noch. „Wir waren eine ganz typische Wiener Bürgerfamilie, sehr emanzipiert vielleicht“, erinnert er sich im Gespräch. Der Vater beendete seine Berufslaufbahn als Senatsvorsitzender am Handelsgericht, die Mutter war 1912 eine der ersten Studentinnen an der Universität Wien, sein Bruder und er besuchten das Schottengymnasium. Man wohnte in der Habsburgergasse in einer herrschaftlichen Wohnung und hatte zwei, manchmal sogar drei Hausangestellte. Sein 2003 verstorbener älterer Bruder Willi Steiner schrieb: „Es war für uns alle selbstverständlich, dass ich Jus studieren würde, um möglichst schnell in den Staatsdienst eintreten zu können.“

Willi Steiner wurde tatsächlich ein herausragender Jurist. Allerdings nicht im Dienst des österreichischen Staates, sondern zunächst in London, danach in Cambridge, wo er an der rechtswissenschaftlichen Fakultät arbeitete. Zu seinem Tod veröffentlichte sogar die „Times“ einen Nachruf – verfasst von seinem vier Jahre jüngeren Bruder Franzi. Beide mussten 1938 vor den Nazis aus Wien fliehen. Francis Steiner: „Obwohl wir schon seit zwei oder drei Generationen katholisch waren und mein Urgroßonkel Ende des 19. Jahrhunderts sogar Bischof von Stuhlweißenburg (Székesfehérvár) wurde, waren wir für die Nazis reinrassige Juden.“ Bis ins 15. Jahrhundert lässt sich die Fa-

miliengeschichte zurückverfolgen, und sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits waren die Vorfahren Juden aus dem Gebiet zwischen Wien, Budapest und Pressburg.

Wien, als Reichshauptstadt, hatte dabei immer eine Vorrangstellung. Umso schwerer muss wiegen, was hier nach dem 11. März 1938 geschah. „Wir waren in unserer Wohnung in der Habsburgergasse und haben natürlich gehört, was am Heldenplatz geschah“, sagt Francis. „Wenn ich in diesen Tagen über den Graben gegangen bin, konnte ich nicht übersehen, was mit den Juden geschah.“ Die Steiners waren keinen Übergriffen ausgesetzt, aber die Angst war allgegenwärtig. Der Vater wurde mit 60 Jahren zwangspensioniert, seine Gesundheit war zudem schon lange angegriffen. Die Eltern konzentrierten sich nun auf die Rettung ihrer Kinder.

Zunächst gelang es mit Hilfe amerikanischer Verwandter, Willi nach Erwerb eines Diploms an der Konsularakademie im Sommer 1938 zu einem Studienaufenthalt nach Großbritannien zu schicken. Francis beendete damals noch die Sexta bei den Schotten („Sie waren bekannt dafür, dass sie nicht antisemitisch waren und nach dem Sommer 1938 mussten sie sowieso schließen.“), dann begann das Bangen um ihn. Schließlich konnte er mit dem ersten Kindertransport das Land verlassen und traf am 13. Dezember 1938 in Großbritannien ein. Er war 16 Jahre jung. Willi und Franzi haben ihre Eltern nie wieder gesehen.

Die Eltern flüchteten erst 1940 aus Österreich nach Ungarn. „Mein Vater hat immer geglaubt, sie seien geschützt, weil er im Ersten Welt-

## Seinen Nachruf hat er schon geschrieben. Darin beschreibt er sich als „symmetrisch gespalten wie der Doppeladler“: in einen Austro-Briten und einen Anglo-Österreicher.

krieg an der Front war“, sagt Francis Steiner. In Ungarn hilft ihnen „die heilige Mutter Kirche“ (Francis Steiner), unbefristeten Aufenthalt zu bekommen, und bei Verwandten finden sie Unterschlupf. Die Gesundheit des Vaters verschlechtert sich ständig. Nach der Besetzung Ungarns 1944 bietet ihnen die Kirche Schutz an, doch die Eltern wollen sich nicht trennen. Im Mai werden sie in Budapest festgenommen, ihre Spur verliert sich in einem Deportationslager.

Francis Steiner: „Da mein Vater für damalige Verhältnisse ein alter Mann war und an schwerer Diabetes und Herzproblemen litt, nehme ich an, dass er glücklicherweise den Transport nach Auschwitz nicht überlebt hat. Bei meiner Mutter bin ich eigentlich ziemlich sicher, dass das nicht der Fall war ...“

Während Willi in Großbritannien noch eine Rechtsausbildung absolvierte, wurde Francis nach seiner Ankunft in einem Stift aufgenommen. Nach Schulabschluss wurde er auf der Isle of Man in dem berüchtigten Lager für „feindliche Ausländer“ interniert. „Am Anfang war das ja eine kultivierte Volkshochschule. Aber dann hat man die politischen und jüdischen Flüchtlinge entlassen, sodass nur mehr die wirklichen feindlichen Ausländer überblieben, und das war dann schon langweilig.“ – „Wie bitte?“ – „Wenn Sie es gewohnt sind, mit kultivierten Mitteleuropäern zu verkehren – Wissenschaftlern, Musikern, Schriftstellern –, dann ist das etwas anderes als unter deutschen Lümmeln, die wahrscheinlich wirklich alle Nazis waren.“

Erst nach 15 Monaten, im September 1941, wird auch Francis Steiner aus der Internierung entlassen. Er

engagiert sich im „war effort“ und studiert Volkswirtschaft. Vor Kriegsende bekommt er 1945 eine Stelle im Staatsdienst, obwohl er damals noch nicht die britische Staatsbürgerschaft hat: „Ich war ein Unikum. Ich hatte einen österreichischen Pass, in dem stand: Britischer Staatsbediensteter.“ Heute hat er beide Staatsbürgerschaften. Später wurde er Börsenmakler, „ohne überhaupt zu wissen, was ein stock broker macht“. Ab 1955 war er zudem nebenbei Korrespondent der katholischen österreichischen Presseagentur Kathpress in Großbritannien („Für das Geld habe ich es nicht gemacht.“). Die Tätigkeit übte er bis 2007 aus, insgesamt 52 Jahre: „Ich war der längstdienende Auslandskorrespondent der österreichischen Presse.“ Der Journalismus blieb Francis Steiners große Liebe: Heute noch ist er im Redaktionsausschuss der „Deddington News“ und redigiert Beiträge für das Lokalblatt.

Die Republik Österreich verlieh ihm das Goldene Ehrenzeichen, zu seinem Abschied lud ihn die Kathpress nach Wien und Kardinal Schönborn nahm sich Zeit für ein gemeinsames Mittagessen. „Das ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, dass ich einmal mit dem Kardinal essen werde und am Fenster stehe und auf die Orte blicke, wo wir einst zu Hause waren.“ In die Wohnung der Steiners zog nach der Flucht der Eltern die Familie der ehemaligen Hausbesorgerin, deren Schwiegersohn sich im März 1938 als „illegaler Nazi“ zu erkennen gab. Die Wohnung wurde niemals rückerstattet.

Und dennoch sagt Francis Steiner: „Wären unsere Eltern noch da gewesen, wären wir zurückgekommen. Wider besseres Wissen habe ich mir eingeredet, das ist nicht

die Schuld der Österreicher, sondern des invadierenden Feindes (der Deutschen, Anm.)“ – „Aber Sie haben doch alles gesehen?“ – „Ja, Grausliches. Aber ich wollte es nicht wahrhaben. Die Österreicher, die ich kenne, haben es verstanden, und die anderen will ich nicht kennen.“

In seinem Nachruf, den er schon längst selbst geschrieben hat, sagt Francis Steiner über sich: „Ich bin symmetrisch gespalten wie der Doppeladler der Monarchie – in einen Austro-Briten und einen Anglo-Österreicher.“ In den letzten Jahren kam aber noch etwas dazu: „Jahrzehnte wollte ich von meiner jüdischen Abstammung nichts wissen und habe mich nur als Katholik verstanden. Aber heute bin ich stolz darauf. Heute bin ich dreiköpfig, neben Brite und Österreicher bin ich auch ein mitteleuropäischer Jude.“

Wir fahren dann tatsächlich noch nach Burton Dassett, wo mich Francis Steiner zum Grab seiner Frau führt, in dem auch er einmal beigesetzt werden möchte. Wir fahren mit seinem schrecklichen Fahrzeug über enge Hügelwege, bis wir zu jenem Aussichtspunkt kommen, von dem man die sieben Grafschaften sehen kann. Das ist Zuhause. Die Bergabfahrt animiert ihn dann noch, die Geschwindigkeit zu erhöhen, denn unglückseligerweise sind die englischen Microcars nicht auf 40 km/h beschränkt. Er erzählt, dass er bis vor wenigen Jahren auch noch Motorroller gefahren sei. Aber jetzt erlaube es seine Tochter nicht mehr. Obwohl sich die Plastikkarosserie im Fahrtwind eigenartig verformt und der Motorenlärm jeden Düsenjet übertreffen würde, fühle ich mich vollkommen sicher. Dank der Weisheit, des Witzes und der Güte dieses alten Mannes.

# Zum Überblick in die Garden Shul

Das im Dezember 2000 vom ehemaligen südafrikanischen Präsidenten und Friedensnobelpreisträger Nelson Mandela eröffnete Museum bietet einen guten Überblick über die Geschichte der jüdischen Gemeinden Südafrikas.

MUSEUMSKRITIK: THOMAS SCHMIDINGER

Die Geschichte des südafrikanischen Judentums, wie sie im South African Jewish Museum geschildert wird, beginnt mit der Einwanderung europäischer Jüdinnen und Juden nach Südafrika im 19. Jahrhundert. Die große Mehrheit davon stammte aus dem heutigen Litauen. Zwar kamen auch schon früher, trotz Restriktionen gegen „nichtchristliche“ Einwanderer, Juden in die niederländische Kap-Kolonie, Religionsfreiheit wurde jedoch erst Anfang des 19. Jahrhunderts zugestanden. Die erste jüdische Gemeinde wurde nicht vor 1841 gegründet, die erste Synagoge erst 1849 errichtet. Diese wurde 1863 durch einen Neubau abgelöst, der heute die älteste noch existierende Synagoge Südafrikas darstellt. Genau diese fungiert nun zugleich als Eingangsbereich für das South African Jewish Museum. Das Gebäude ist an sich noch als vollwertige Synagoge erhalten, dient jedoch zugleich als Schauplatz für jüdische sakrale Kunst. In ersten Schautafeln wird die Geschichte der jüdischen Einwanderung nach Südafrika im Kontext der Einwanderung von afrikanischen und eu-

ropäischen SüdafrikanerInnen dargestellt. Als Synagoge dient heute die 1905 direkt neben dem Museum errichtete neue Große Synagoge, die aufgrund der angrenzenden Parkanlagen auch Garden Shul genannt wird.



Eingang zur alten Synagoge und zum heutigen South African Jewish Museum.

Die alte Synagoge, als Eingangsbereich des Museums, ist mit einem Gang über einem kleinen Gewässer – dies hat symbolische Bedeutung – mit dem Neubau des Museums verbunden. Wie die jüdischen Einwanderer des 19. Jahrhunderts müssen die gegenwärtigen BesucherInnen zunächst über das Wasser, ehe sie sich mit der Geschichte der südafrikanischen Jüdinnen und Juden auseinandersetzen können. Für die MuseumsmacherInnen beginnt diese damit auch erst mit der Einwanderung europäischer Jüdinnen und Juden. Die Debatte um die jüdische Herkunft der afrikanischen Lemba wird ausgeblendet. Die Lemba, eine im Nordosten Südafrikas und in Zimbabwe lebende afrikanische Bevölkerungsgruppe, beanspruchen für sich, jüdischer Abstammung zu sein, und haben auch gewisse jüdische Rituale wie die Trennung von Fleisch und Milch, das Einhalten des Schabbat oder die Beschneidung von Knaben bewahrt. Jüngere genetische Untersuchungen legen sogar eine Abstammung von den Kohanim nahe. Trotzdem ist der jüdische Charakter der Lemba stark umstritten. Die-

## SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 38 Oslo  
 NU 37 Sarajevo  
 NU 36 Barcelona  
 NU 35 Kopenhagen

NU 34 London  
 NU 33 Hohenems  
 NU 32 Buenos Aires  
 NU 31 Wien

NU 30 Basel  
 NU 29 Sydney  
 NU 28 München  
 NU 27 Berlin

se möglicherweise ersten Jüdinnen und Juden Südafrikas werden von der Mehrheit der weißen jüdischen Gemeinden jedenfalls nicht als jüdisch gesehen. Im Museum in Cape Town finden sie keine Erwähnung. Hier beginnt die jüdische Präsenz in Südafrika mit der Einwanderung im 19. Jahrhundert und den Schiffen, die Tausende verarmte und vor den Pogromen im zaristischen Russland fliehende Jüdinnen und Juden nach Südafrika brachten.

Im Hauptausstellungsraum wird zunächst der Beginn der ersten jüdischen Kongregationen in Cape Town und schließlich in der Diamantenstadt Kimberly dargestellt. Ein originaler Pferdewagen erinnert an die jüdischen Händler, die weit entlegene Farmen der Buren mit Waren versorgten. Einer der älteren

Herren, die als freiwillige Helfer des Museums an der Kassa sitzen, betont das gute Verhältnis dieser fahrenden jüdischen Händler zu den afrikaanssprachigen Bauern, die für ihre Händler teilweise sogar köstlichere Speisen zubereitet hätten. Schließlich stellten diese Händler oft über Monate hinweg die einzigen Kontakte zur Außenwelt dar. Viele ließen die Bauern in Krisenzeiten auch anschreiben. Modelle der Synagogen von Kimberly, Port Elizabeth oder Johannesburg zeigen schließlich die Etablierung jüdischer Gemeinden in den südafrikanischen Städten. In Schautafeln wird auch der zunehmende Antisemitismus der 1930er Jahre geschildert, als sich der afrikaanische Nationalismus ideologisch immer deutlicher an Nazideutschland an-

lehnte, was sich allerdings nach der Machtergreifung in Form der Nationalen Partei (NP) 1948 nicht in einer offen antisemitischen Politik oder gar antisemitischen Gesetzen niederschlug. Unmittelbar nach der Shoah wäre dies wohl selbst für die NP nicht mehr denkbar gewesen. Die neue Regierung beschäftigte sich zudem primär mit der Einführung der Apartheid, die Jüdinnen und Juden als Weiße klassifizierte. Das Museum verschweigt nicht, dass Jüdinnen und Juden auch zu den Profiteuren der Apartheid gehörten und durchaus auch mit dem Apartheid-Regime kollaborierten. Zugleich wird ein Fokus auf jene zahlreichen jüdischen Intellektuellen, Arbeiter und AktivistInnen gelenkt, die sich aktiv gegen das Apartheid-Regime stellten. 1987 erklärte schließlich das höchste Gremium der jüdischen Gemeinden Südafrikas, der South African Jewish Board of Deputies (SAJBD), dass die Apartheid gegen die jüdische Moral verstoße und stellte sich damit offen gegen das Regime. Stark betont wird auch die Rolle Israels und des Zionismus für die südafrikanischen Jüdinnen und Juden, wobei heikle politische Fragen, wie das Naheverhältnis Israels zum Apartheid-Regime, das sich u.a. in israelischen Waffenlieferungen unter Umgehung des Waffenembargos niedergeschlagen hatte, ausgespart bleiben. Umso deutlicher werden die Beiträge jüdischer SüdafrikanerInnen zum kulturellen, sportlichen und intellektuellen Leben des Landes herausgestrichen. Über eine ganze Seitenwand hinweg werden bedeutende Persönlichkeiten aus den jüdischen Gemeinden Südafrikas wie der Paläoanthropologe Philip Tobias, die Anti-Apartheid-Aktivistin und Abgeordnete der Progressive Party Helen Suzman, die Schriftstellerin Nadine Gordimer, die Künstlerin Irma Stern oder der

Sophie und Eva Kirsch aus Johannesburg vor dem South African Jewish Museum in Cape Town.





Pferdewagen jüdischer Händler aus dem Landesinneren im Ausstellungsraum (links). Die älteste noch existierende Synagoge Südafrikas ist heute zugleich Schauplatz für jüdische sakrale Kunst (rechts).

Musiker Johnny Clegg vorgestellt. Im Keller des Gebäudes findet sich schließlich ein nachgebautes litauisches Shtetl, der Herkunftsumgebung der Vorfahren der meisten südafrikanischen Jüdinnen und Juden, sowie Raum für Wechselausstellungen, deren Themen von japanischer Kunst über jüdische Rugby-Spieler bis zum Leben und Schaffen wichtiger jüdischer Persönlichkeiten reichen.

Wer nach der Ausstellung wieder auf dem Platz vor dem jüdischen Museum steht, befindet sich zugleich im Herzen der jüdischen Gemeinde von Kapstadt. Rund 16.000 Jüdinnen und Juden leben heute in Cape Town, das damit die zweitgrößte jüdische Gemeinde Südafrikas darstellt. Den Platz vor dem Museum, der bereits hinter einer Sicherheitsschleuse am Eingang zum gesamten Komplex liegt, umranden neben dem Museum und der großen Synagoge noch weitere Gemeindevorrichtungen, wie eine Bibliothek, ein Museumsshop, das Cape Town Holocaust Center mit einer eigenen Ausstellung zur Shoah und ein sehr nettes Kaffeehaus. Hier kann Kaffee getrunken oder eine Kleinigkeit gegessen werden. Auch junge MuseumsbesucherInnen aus anderen Teilen Südafrikas genießen hier die Sonnenstrahlen des Frühlings.

Sophie und Eva Kirsch etwa kommen aus Johannesburg. Mit dem Goldrausch im damaligen Trans-

vaal zogen viele Jüdinnen und Juden in die am raschesten expandierende Stadt Südafrikas. Noch heute beherbergt die größte Stadt des Landes die größte jüdische Gemeinde, wenn diese auch – so gut wie alle Weißen – längst das Stadtzentrum verlassen haben. In den als sicherer geltenden Vierteln in und um die Stadt leben heute über 80% der jüdischen Bevölkerung Südafrikas. Die ehemalige Große Synagoge beherbergt heute zwar eine Fast-Food-Chicken-Filiale, im gesamten Stadtgebiet existieren jedoch immer noch über 30 Synagogen und Yeshivot und im Sheffield House in der Nähe des Carlton Centers befindet sich das zweite jüdische Museum Südafrikas. Außer den BesucherInnen aus Johannesburg weiß jedoch kaum jemand hier überhaupt von der Existenz dieses Museums. Ein drittes jüdisches Museum ist mit dem Jewish Pioneers Memorial Museum in einer 1912 errichteten Synagoge in Port Elizabeth zu finden.

Das South African Jewish Museum gibt einen breiten Überblick über die Geschichte des südafrikanischen Judentums, konzentriert sich aber mit Sicherheit auf die großen Gemeinden. Wer Genaueres über die Gemeinden in Johannesburg oder Port Elizabeth erfahren will, sollte die dortigen Museen besuchen. In den anderen jüdischen Gemeinden in Durban, Pretoria,

East London, Bloemfontein, Pietermaritzburg, Stellenbosch und einer Reihe kleinerer Städte existieren zwar Synagogen und andere jüdische Einrichtungen, aber keine eigenen Museen. Den einfachsten und museumsdidaktisch durchaus gut aufbereiteten Gesamteindruck der Geschichte des südafrikanischen Judentums erhält man mit Sicherheit im neuesten und damit auch modernsten jüdischen Museum in Kapstadt.

#### **SOUTH AFRICAN JEWISH MUSEUM:**

88 Hatfield Street, Gardens, Cape Town, So.–Do. 10:00–17:00 und Fr. 10:00–14:00 Uhr, Eintritt: Erwachsene R 50,- / Ermäßigungen für Gruppen, Kinder und südafrikanische PensionistInnen. Tel.: +27/21-465-1546 Fax: +27/21-465-0284 [www.sajewishmuseum.co.za](http://www.sajewishmuseum.co.za)

#### **CAPE TOWN HOLOCAUST CENTER:**

88 Hatfield Street, Gardens, Cape Town, erster Stock Albow Centre, So.–Do. 10:00–17:00 und Fr. 10:00–13:00 Uhr

#### **JEWISH MUSEUM JOHANNESBURG:**

29 Kruis Street, Johannesburg, Mo.–Do. 9:00–13:00 und 14:00–17:00 Uhr

#### **JEWISH PIONEERS MEMORIAL MUSEUM:**

Raleigh Street, Port Elizabeth, So. 10:00–12:00 Uhr



# Unwohlsein im modernen Abendland

Religiöse Dogmen bestimmen zunehmend die Politik und unterwandern die Trennung von Kirche und Staat. Leben wir im Zeitalter der Gegenüberklärung?

EIN ESSAY VON HERBERT VOGLMAYR

„Alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen“, schrieb Heinrich Heine 1839 in seiner Denkschrift für Ludwig Börne, „Menschen mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben oder Menschen von heiterem, entfaltungstolzem und realistischem Wesen“. Diese Äußerung stand im Zusammenhang mit einer Diskussion über den europäischen Ursprung, der zunächst in der Sprachwissenschaft aufgekommen war. Die Entzifferung des Sanskrit und die Entdeckung der indoeuropäischen Sprachverwandtschaft führte zur Konstruktion eines „arischen“ Ursprungs der europäischen Kultur und zu einer vorerst nur sprachwissenschaftlichen Gegenüberstellung des „Arischen“ und des „Semitischen“. In der Folge wird dieser Gegensatz völkerpsychologisch und kulturhistorisch ausgedeutet, womit sich ein Kon-

flikt aufbaut, der in seinen unendlichen Proliferationen bis heute fortwuchert.

Die besondere Wendung von Heines Antwort auf die Frage nach dem europäischen Ursprung besteht darin, dass sie den Gegensatz verallgemeinert. Statt um Arier oder Semiten geht es um einen allgemeinen Gegensatz, der alle Menschen betrifft, um den Gegensatz zwischen weltabgewandter Vergeistigung und weltzugewandter Sinnlichkeit. Dabei verknüpft er die (jüdische) Geistigkeit ironisch mit „Trieb“ und „Sucht“ und verleiht dem Gegenpol der (griechischen) Sinnlichkeit den Ehrentitel „Wesen“.

In ähnlicher Weise sieht Sigmund Freud den jüdischen Beitrag zur Kulturgeschichte im Streben nach dem, was er den „Fortschritt der Geistigkeit“ nennt. Dieser Fortschritt

**„Es wäre an der Zeit, an die Tradition der Aufklärung anzuknüpfen und jenen mehr Gehör zu verschaffen, die für eine offene Gesellschaft auf Basis aufgeklärter Rationalität eintreten.“**

entspreche auf der Ebene der kollektiven Kulturentwicklung dem, was Freud auf der Ebene des individuellen Seelenlebens als „Sublimierung“ bezeichnet und als höchste Leistung seelischer Bildung und Reifung betrachtet. Und er sieht so wie Heine diesen kulturhistorischen Fortschritt der Juden ursächlich mit dem Bilderverbot des Dekalogs verbunden. Allerdings ist Freud im Gegensatz zu Heine der Ansicht, dass sich die Kulturentwicklung keinem Trieb verdankt, sondern im Gegenteil einem Triebverzicht. Nur durch Zähmung der menschlichen Triebnatur komme man zur Ablehnung von Magie und Mystik, zu aufklärerischem Denken und zur Betonung des Ethischen. Dabei geht es nicht um ein zwanghaftes Entweder-oder von Intellektualität und Sinnlichkeit, sondern um ein fruchtbares Sowohl-als-auch, sodass man das erwähnte Heine-Zitat dahingehend ändern müsste, dass alle Menschen sowohl Juden als auch Hellenen sind.

Die Einschätzung des jüdischen Bilderverbots als entscheidende Markierung im kulturhistorischen Fortschritt der Menschheit hat eine lange Tradition, die bis in die Antike zurückreicht und etwa von Immanuel Kant, dem wohl prominentesten Vertreter der europäischen Aufklärung, in der „Kritik der Urteilskraft“ besonders hervorgehoben wird: „Vielleicht gibt es keine erhabener Stelle im Gesetzbuche der Juden, als das Gebot: Du sollst dir kein Bildnis machen, noch irgendein Gleichnis, weder dessen, was im Himmel, noch auf der Erde, noch unter der Erden ist.“

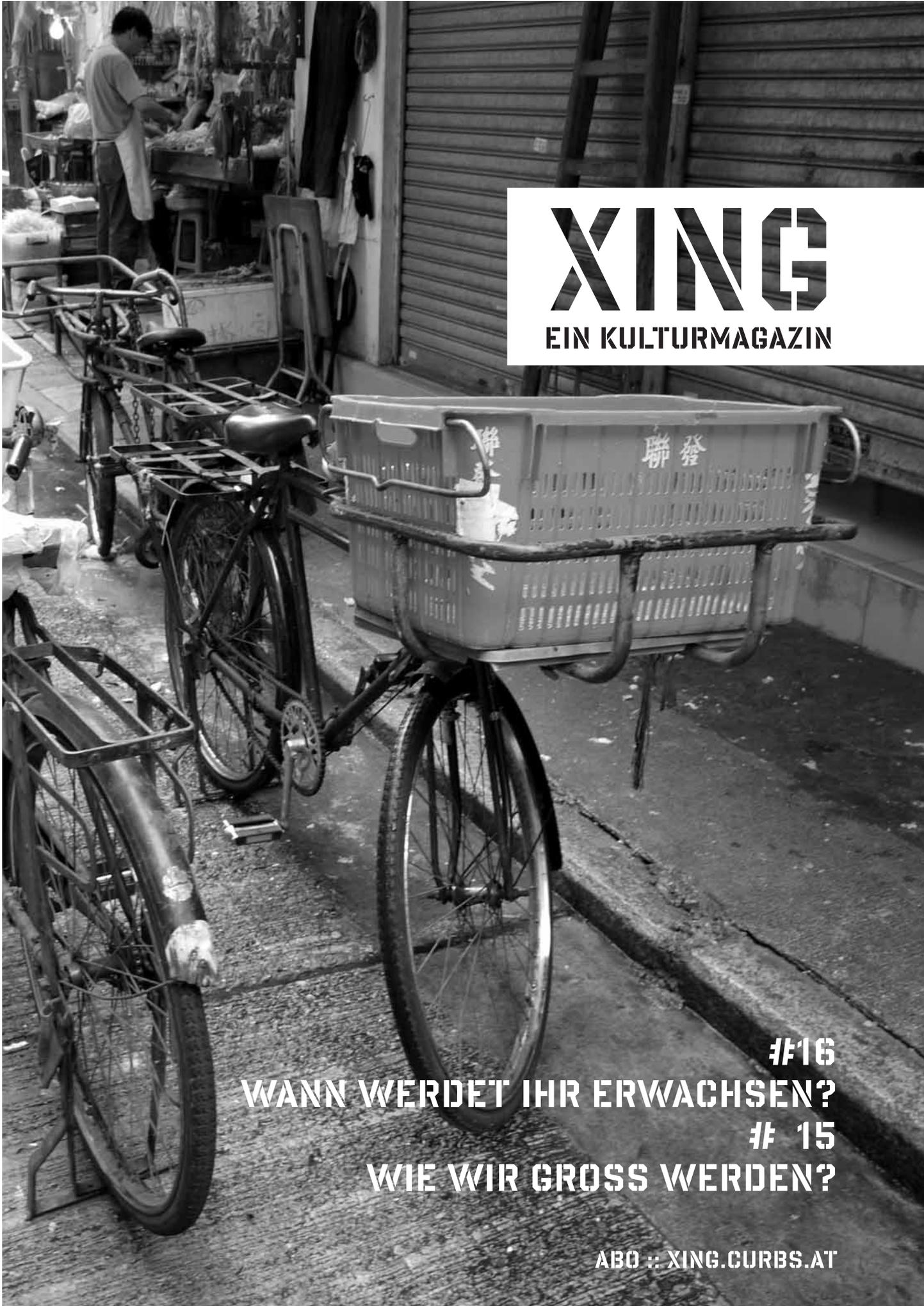
Das Bilderverbot ist zunächst eine Zurücksetzung der sinnlichen Wahrnehmung gegenüber einer abstrakten Vorstellung, bringt aber auch die Unterscheidung von wahr und falsch, von Vernunft und Wahnsinn in die Götterwelt. In der biblischen Tradition ist es an Ethik und Gerechtigkeit geknüpft, während Idolatrie mit Gesetzlosigkeit, Unzucht und Gewalt verbunden ist, mit Blutopfern und orgiastischen Tänzen. Bilderanbetung wird als eine Art Wahnsinn betrachtet, der Menschen mit zwanghafter Gewalt in seinen Bann schlage und von der geistigen Erkenntnis Gottes abbringe, sie auf wahnhafte Weise in die Welt der sichtbaren Dinge verstricke, wo jedes Bild die Möglichkeit in sich trage, als Gott angebetet zu werden, was dann unweigerlich zu Götzendienst und Vielgötterei führe.

Der Fortschritt vom Polytheismus zum Monotheismus, der durch das jüdische Bilderverbot markiert ist, hat Parallelen in anderen Kulturräumen, etwa in der griechischen und da besonders in der platonischen Philosophie, die über das sinnlich Gegebene hinauszugehen versucht, um die Welt mit den Augen des Geistes zu erfassen (was übrigens den Heine'schen Gegensatz von Juden und Hellenen relativiert). Eine moderne Parallele (und Weiterentwicklung) ist die Aufklärung des 18. Jahr-

hunderts, die sich aus einer philosophisch-literarischen Bewegung, die das Gottesgnadentum absolutistischer Machthaber in Frage stellte, zu einer gesellschaftspolitischen Emanzipationsbewegung entwickelte, die jegliche politische Autorität dem Urteil kritischen Denkens unterwarf und damit eine Entwicklung einleitete, die den modernen Rechtsstaat mit Gewaltenteilung, parlamentarischer Demokratie sowie Trennung von Kirche und Staat hervorbrachte. Das politische Projekt einer friedlichen Einigung Europas wäre ohne diese von der Aufklärung eingeleitete Entwicklung kaum möglich geworden. Eine gewaltige Leistung nach den vielen Blutopfern im Namen der nationalistischen Vielgötterei, im Namen religiöser Dogmen oder eines arischen Ursprungs der europäischen Kultur.

Seit dem Ende des Kalten Krieges erleben wir eine Entwicklung, die man eher als Gegenaufklärung bezeichnen könnte. Zuerst war vom „Ende der Geschichte“ die Rede, dann kam die These vom „Kampf der Kulturen“ auf, die sich schnell als Kampf der Religionen manifestierte und zu einem Erstarren der religiösen Rechten führte. Religiöse Dogmen bestimmen zunehmend das politische Geschehen und machen die Trennung von Kirche und Staat tendenziell rückgängig. Auch Errungenschaften des Rechtsstaates stehen in Frage, wenn etwa ein prominenter britischer Richter vorschlägt, das archaische Scharia-Recht ins europäische Rechtssystem zu integrieren. Dass christliche Europapolitiker einen Gottesbezug in die europäische Verfassung schreiben wollen oder in Irland soeben ein Gesetz in Kraft trat, das hohe Strafen für Gotteslästerung vorsieht, hat wohl eher anekdotischen Charakter, passt aber ins Bild. Bedenklicher ist es, wenn soziale Spannungen ahistorisch als religiöse Konflikte definiert werden, um den Hass zwischen den Religionen zu schüren. Die Aggressivität, mit der etwa in Österreich die politische Parole „Abendland in Christenhand“ ausgerufen wird, hat schon fast den Charakter eines Aufrufes zum Religionskrieg, und das von einer politischen Gruppierung, die mit dem Christentum wenig zu tun hat, vielmehr ihrer rassistischen Politik ein christliches Gewand umhängt.

Das verbreitete Unbehagen an dieser Entwicklung zeigte sich etwa an den schwärmerischen und illusorischen Erlösungshoffnungen, die sich (auch in Europa) an die Präsidentschaft Barack Obamas knüpften und jetzt von der Realität gedämpft werden. Es wäre an der Zeit, in der veränderten historischen Situation an die Tradition der Aufklärung anzuknüpfen und den Stimmen wieder mehr Gehör zu verschaffen, die für eine offene Gesellschaft auf Basis aufgeklärter Rationalität eintreten. Traditionen bleiben aber nur lebendig, wenn sie sich in veränderten Situationen selber ändern.



# XING

EIN KULTURMAGAZIN

#16  
WANN WERDET IHR ERWACHSEN?  
# 15  
WIE WIR GROSS WERDEN?

ABO :: [XING.CURBS.AT](http://XING.CURBS.AT)

# Suchbild auf Jiddisch ...

Diesmal: Mel Brooks „Frankenstein junior“ mit acht Fehlern.

VON MICHAELA SPIEGEL



- AUFLÖSUNG:
- 1) BOOKS STATT BROOKS
  - 2) + 3) DIE AUGEN VON BEIDEN
  - 4) MARTY FELDMANNS ZÄHNE
  - 5) HORRORSCHLOSS GRÖßER
  - 6) MARTY FELDMANNS BUCKEL
  - 7) GENE WILDERS OHR
  - 8) FRANKENSTAHL STATT -STEIN



FOTO: PETER RIGAUD

## Israel wird nicht Kärnten werden

VON ERWIN JAVOR

Ich schäme mich.

Ein israelischer Fernsehsender filmte auf Anordnung von Außenminister Avigdor Lieberman, wie der türkische Botschafter Ahmet Celikkol in die Knesset bestellt wurde, um zu einer antisemitischen und antiisraelischen Serie Stellung zu beziehen, in der Mossad-Agenten Babys entführen und Kriegsverbrechen begehen. Soweit wäre das in Ordnung. Für das demütigende Wie habe ich mich geschämt: Zuerst wurde der türkische Botschafter demonstrativ vor der geschlossenen Tür des stellvertretenden Außenministers Danny Ayalon stehen gelassen, dann auf einen deutlich niedrigeren Sitz bugsiert. Nicht nur, dass es Israelis nötig hatten, zu so einem primitiven Ausdruck ihrer Schadenfreude zu greifen, war diese Vorgangsweise auch kontraproduktiv, weil sie Unrecht mit schlechtem Benehmen zu begegnen versuchte. Kleinkarierte Rundumschläge helfen uns nicht nur nicht weiter, sondern verhindern Aufklärung und Abbau von absurden Feindseligkeiten.

Diplomatisch gegläntzt hat Israel auch nicht in seiner – inhaltlich natürlich völlig berechtigten – Empörung gegen eine schwedische Zeitung, die verbreitet hatte, dass Israels Armee Organe von Palästinensern ausschachtet und damit Handel betreibt, also gewissermaßen eine moderne „Anderl von Rinn“-Variante praktizieren würde.

Es hat jedenfalls sicher nicht geholfen, das Wiederaufflammen der Organhandellegende anlässlich des Erdbebens in Haiti zu unterbinden. Die gebührende Anerkennung für die ausgesprochen erfolgreiche israelische Hilfe für die Bebenopfer hat es jedenfalls überlagert.

Und ich bin stolz.

„Ich stehe hier vor Ihnen am Tor der Nationen als ein jüdischer Mann und als Bürger des freien und souveränen Staates Israel ... Ich wurde in Eretz Israel geboren, als Sohn von Pionieren, die auf dem Land arbeiteten und die nicht ins Land gekommen waren, um zu streiten oder die Einwohner zu vertreiben. Wenn die Umstände es nicht erforderlich gemacht hätten, wäre ich nicht Soldat geworden, sondern Bauer und Landwirt ... In dieser Woche hat der letzte israelische Soldat den Gazastreifen verlassen, und die Militärverwaltung im Gazastreifen wurde beendet. Der Staat Israel hat bewiesen, dass er zu schmerzhaften Konzessionen für die Beilegung des Konflikts mit den Palästinensern bereit ist“, sagte ein erkennbar bewegter Ariel Sharon 2005 in seiner historischen Rede vor der UNO-Vollversammlung.

„... während es mein Herz zerreißt, wenn ich an die Gräueltaten der Vergangenheit denke, blicken meine Augen in die gemeinsame Zukunft einer Welt von jungen Menschen, in der es keinen Platz für Hass gibt.

Eine Welt, in der die Worte ‚Krieg‘ und ‚Antisemitismus‘ nicht mehr existieren ... Als Jude trage ich für immer den Stempel des Schmerzes über den Mord an meinen Brüdern und Schwestern. Als Israeli beweine ich die tragische Verzögerung der Entstehung des Staates Israel, weswegen mein Volk ohne Zufluchtsstätte blieb. Ich bin stolz auf die Gründung des Staates Israel, die moralische und historische Antwort auf den Versuch, das jüdische Volk von der Erde zu tilgen ... Die Ermordung der Juden Europas durch Nazi-Deutschland darf nicht als ein astronomisches ‚schwarzes Loch‘ betrachtet werden, als ein Todesstern, der das Licht schluckt und die Vergangenheit gemeinsam mit der Zukunft verschlingt. Die Shoah darf uns aber auch nicht davon abhalten, an das Gute zu glauben. An die Hoffnung, an das Leben.“ Das sind die Worte von Shimon Peres aus seiner Rede, die er kürzlich im Deutschen Bundestag anlässlich des internationalen Holocaust-Gedenktages gehalten hat.

Israelis wählen in einer immerwährenden, verzweifelten Pendelbewegung einmal die eine, einmal die andere Regierung, denn sie hören nicht auf, immer wieder nach solchen Menschen, Lösungen, Frieden und Ethik zu suchen. Darauf vertraue ich. Deshalb werden die aktuellen israelischen Gebrüder Scheuch auch wieder abgewählt werden.



FOTO: PETER RIGAUD

## Kandidatur von Barbara Rosenkranz: Mehr Gelassenheit!

VON MARTIN ENGELBERG

Irgendwie wühlt mich die Kandidatur von Barbara Rosenkranz bei den bevorstehenden Bundespräsidentenwahlen nicht wirklich auf. Was aber ist der Grund für meine Gelassenheit?

Meine relative Indifferenz lässt sich nicht in der Person Rosenkranz begründen. Sie ist eher unheimlich. Nicht, dass sie mit deftigen Aschermittwoch-Reden oder Auftritten vor SSlern aufgefallen wäre. Ganz im Gegenteil – Barbara Rosenkranz ist das biedere, freundliche Gesicht der FPÖ-Rechten. Ihre politischen Statements kommen immer getarnt daher, in Perfektion – sie ist die Implizitissima.

Seinen zehn Kindern u. a. Namen wie Sonnhild, Hildrun, Mechthild und Wolf zu geben, ist wie ein politisches Programm. Sie ist mit einem Mann verheiratet, der Funktionär der Nationaldemokratischen Partei (NPD) war, die wegen Verstoßes gegen das Verbotsgesetz vom Verfassungsgeschichtshof aufgelöst wurde. Ein Mann, der schon einmal in seiner Zeitschrift Äußerungen zum Besten gab wie: „Der alte Traum der Kosmopoliten, mithilfe des Geldes den Bibelauftrag, die ganze Welt zu beherrschen, zu verwirklichen, scheint mit dem Instrument der Globalisierung in greifbare Nähe gerückt zu sein.“

Barbara Rosenkranz hat sich vom politischen Wirken ihres Mannes nie distanziert und reagiert ungehalten, wenn sie darauf angesprochen wird, weil sie nur aufgrund ihres eigenen politischen Handelns beurteilt werden möchte. Aber seine Artikel würde sie schon lesen und auch Punkte

und Beistriche korrigieren, sagte sie einmal. So so.

Alle Österreicher ihrer Generation verstanden ihre Aussage zur Frage der Existenz von Gaskammern und Konzentrationslagern in der Nazizeit sofort: Sie hätte nur das Wissen eines Österreichers, der zwischen 1964 und 1976 in österreichischen Schulen war, sagte Rosenkranz. Wir alle wussten, was sie damit meinte: Das in unserer Zeit in den Schulen vermittelte Wissen war mit dem berühmten Bild der drei Schimpansen erschöpfend zusammengefasst: Wir haben nichts gesehen, wir haben nichts gehört, wir sagen nichts.

Dann aber geschahen jedoch, für Österreich, recht verwunderliche Dinge: Barbara Rosenkranz und die FPÖ gerieten mit diesen Aussagen völlig in die Defensive. In allen Zeitungen, in Radio und Fernsehen wurde Rosenkranz sehr kritisch interviewt und ihre bisherigen Antworten naserümpfend kommentiert. Die führenden Exponenten aller anderen Parteien und nicht nur, wie früher, deren bewährte Antifaschisten, bis hin zu Kardinal Schönborn distanzieren sich klar und deutlich von Rosenkranz – sie und die FPÖ waren zu den Schmutzkindern Österreichs geworden.

Seither hechelt Rosenkranz den Entwicklungen peinlich hinterher, entringt sich immer deutlichere Aussagen zur Nazizeit und zur millionenfachen Ermordung von Juden und kriecht schließlich sogar – als Gipfelpunkt der Demütigung – gegenüber dem „Kronen Zeitung“-Herausgeber zu Kreuze und gibt servil die

gewünschte eidesstattliche Erklärung ab.

Was für ein Unterschied zu früher! Für mich manifestiert sich damit eine – wenn vielleicht auch späte, langsame, schleichende – aber dennoch deutliche Veränderung in Österreich. Es war keine spektakuläre Handlung eines einzelnen Politikers, wie der Kniefall Willy Brandts in Warschau oder die Rede von Vranitzky in Israel. Auch sind die Alt-, Neo-, Keller- und sonstige Nazis nicht aus Österreich verschwunden und werden sich SPÖ und ÖVP auch in der Zukunft mit der notwendigen Abgrenzung diesem Lager gegenüber schwer tun.

Bei jeder Gelegenheit vor der drohenden Wiederkehr der Nazizeit zu warnen, macht jedoch keinen Sinn. Nicht alles, was hinkt, ist ein Vergleich. Wir verfügen heute über ein differenzierteres Wissen über die Entstehung politischer Fehlentwicklungen in Gesellschaften und deren Prävention. Dies sind vor allem: Unbedingte Gewährleistung stabiler demokratischer Verhältnisse, klare Abgrenzung gegenüber Populisten und Extremisten und Verhinderung, dass diese in Machtpositionen gelangen, gleichzeitig jedoch genaues Beobachten und Beachten der von diesen aufgegriffenen politischen Themen.

Potenzielle Nazis gibt es in jeder Gesellschaft zu jeder Zeit. Wichtig ist, dass sie von Macht ferngehalten werden und gesellschaftlich abgegrenzt, Außenseiter bleiben. Bei Barbara Rosenkranz scheint mir beides gewährleistet – das macht mich wohl ihrer Kandidatur gegenüber so gelassen.



**AKTUELL**

### Im Westen nichts Neues

Der Voralberger FPÖ-Chef Dieter Egger hat den Beweis erbracht: Mit unvorhergesehenem Antisemitismus lassen sich in Österreich noch immer Wahlen gewinnen. Nun könnte er gar Bürgermeister der historischen Judenstadt Hohenems werden.

VON STEFFEN ARORA (TEXT) UND ANDREAS UHER (FOTOS)



Hohenems hat schon bessere Zeiten erlebt. Heute sind sich die beiden Herren, Ende fünfzig, die gemeinsam die Bauarbeiten am Ufer des Innbachs beaufsichtigen, einig: Fast immer an solchen Hochzeiten liegt die Idee über die Klärstadt im Voralberger Rheintal. Die Gegend, die irgendwann dieser furchtbaren Sünde erlitten, taucht über die Jahre ein glänzendes, goldenes Licht. Als und zu recht die Nachfahren hier auf dem Gelände einen Blick auf den majestätischen Schlossberg. Zu seinen schiefen Füßen, im Stadtkern, lag die Klärstadt. Die dortige Bevölkerung am Ufer des Innbachs dient nicht neuen Fortgeschrittenen. Alter als behäbiger Postfach. Band mit der Gitterzäune stehen Herren, meist mit Hut und in Klängeppeln zu stehen. Meistens gibt es dabei um Politik, denn im März soll ein neuer Bürgermeister gewählt werden. Mit ihrem jüdischen, ÖVP-Stadtoberhaupt Richard Aumann, sind viele, selbst eingetragene Schwarze, unzufrieden. Die Klärstadt ist fast phant. Im Momenten Büro Schindler lauten auf der Gemeindefestung. Nach einer die die Gemeindefestung zu tun, so der Vorward, verschieben sich die Bürgermeister lieber mit stämmigen Großgebirgen

Der Leiter des jüdischen Museums Hohenems, Hanno Lowrey, Sitz den Voralberger Wahlen als „Jude“ in ganz Österreich bekannt.

4-2009 **nu** 21

Das Porträt der Stadt Hohenems von Steffen Arora wurde in der Tageszeitung „Die Presse“ abgedruckt.

### Aktenzeichen XY unerhört

Vom einst als Holocaust-Forschungstätte von Wertung geplanten Wiesenthal-Institut bleiben öffentliche Zank, abgetrennte Wissenschaftler und eine staunende Öffentlichkeit. Wie ein Prestigeprojekt aufgrund persönlicher Machtkämpfe beinahe zerstört wurde.

VON BARBARA TOTH (RECHERCHE) UND HERBERT COHN (FOTOS)



Als das Bild auf der linken Seite entstand, war die Welt des Wiener Simon-Wiesenthal-Instituts noch in Ordnung. Zu sehen sind die Historiker Ingo Zechner und Lothar Höbinger, zwischen ihnen steht der langjährige Antisemitiker und Archivbeauftragte der Kulturgemeinde, Archivar Herk. Die Krone enthält noch ungeordnete Dokumente der Kulturgemeinde, die im Jahr 2009 in einer ehemaligen Hausmeisterwohnung in einem von der IKG verwalteten Gebäude im 15. Bezirk überfällig und in katastrophalen Zustand wiederentdeckt wurden. Zeichen und Höbinger sind einige andere junge Historiker schätzen das Material damals eigenartig, vornehmlich es sind beachten es in Sicherheit. Der Zufall wollte, entgegen sich wissenschaftliche, wenigstens erhellende diese Notizen und machte um die Welt schlägeln. Aufgrund der geländeten Katastrophe, so genannt „Auswanderungsabgelegenheit“ und Depressionsfälle, sind die durchbürokratische Verschiebung, machtwort der „Nazi“ exemplarisch nachfolgend.

hinterlässt sind das dort Hohen im Kulturgemeinde-Archiv am Wiener Döblich-Platz (persönlich) gonen. Das Glück gibt auch für andere ehemalige Mitarbeiter, so im Bild die Archivisten in der Anlage.

4-2009 **nu** 11

Sehr geehrte Redaktion, Ihr Bericht über die Auseinandersetzung zwischen der Israelitischen Kulturgemeinde (IKG) Wien und dem Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien

(VWI) bedient sich bedauerlicherweise jener einseitigen Argumentationsschiene, die von einigen Proponenten des VWI in den letzten Wochen massiv in der Medienlandschaft verbreitet wurde. Diese Behauptungen entsprechen keineswegs den Tatsachen.

- Nicht jene drei von Ihnen abgebildeten Personen haben im Jahr 2000 das „verschollen geglaubte Archiv“ wieder entdeckt, sondern tatsächlich war es die von Ihnen so genannte „Restitutionsbeauftragte der IKG“, Frau Erika Jakobovits, die bei einer Kellerräumung gefundene Kisten als das Archiv der IKG identifizierte. Bereits mehr als ein Jahrzehnt zuvor war Kultusvorsteher Ernst Meir Stern auf hunderte Kisten und Karteien im Keller der Seitenstettengasse gestoßen. Obwohl dieser Fund 1986 eine Sensation war, hatte der damalige Archivverantwortliche diese Angelegenheit nicht weiterverfolgt.

- Von VWI-Kreisen wurde die Meldung verbreitet, dass es bei der Auseinandersetzung mit der IKG um die Frage des freien Aktenzuganges gegangen wäre, da „die IKG anscheinend etwas zu verbergen hätte“, sei es in Zusammenhang mit der Auseinandersetzung Kreisky-Wiesenthal oder in Zusammenhang mit der Diskussion über die Haltung von Vertretern der IKG bzw. des „Ältestenrates“ in der NS-Zeit (Causa „Murmeltstein“). Diese Darstellung ist unzutreffend. Im Gegenteil, im Buch Doron Rabinovici, „Instanzen der Ohnmacht“ ist gerade das Archiv der IKG als eine seiner Quellen vermerkt.

- Die IKG verweigerte im Übrigen zu keiner Zeit den Zugang zu ihrem Archiv, da jede/r BenutzerIn oder Interessierte nach Terminvereinbarung die bis dato erschlossenen Bestände und Mikrofilme einsehen kann. Wie in jedem anderen Archiv in Österreich wird auch bei uns großer Wert auf die Einhaltung der Benutzungsbestimmungen gelegt. Der Vergleich mit dem United States Holocaust Memorial Museum (USHMM) ist unzulässig, da bei der erfolgreichen Zusammenarbeit zwischen der IKG und dem USHMM die Eruerung sowie Mikroverfilmung der holocaustrelevanten Akten im Vordergrund stand und nicht der uneingeschränkte Zugriff auf das Gesamtarchiv.

- Zum anderen ging es um die Einhaltung von Datenschutzbestimmungen für schutzwürdige Personen, Urheberrechte, Eigentumsrechte sowie die Regelung der Nutzung der Datenbank und der Digitalisate (elektronische Dateien/Scans). Auf keinen Fall sollte es zu einem „Trading“ von Archivgut der IKG Wien kommen.

- Dies umso mehr, als nach dem Abgang der seinerzeit Verantwortlichen und ihrer nunmehrigen Tätigkeit für das VWI Befürchtungen in dieser Hinsicht entstanden sind. Die von Ihnen erwähnte Zusammenarbeit mit den Mormonen (Genealogische Gesellschaft von Utah) erfolgte ohne Genehmigung seitens des Kultusrates, wobei den Betreibern bekannt gewesen sein musste, dass die Ahnenforschung der Mormonen ihre Ursache darin hatte, KandidatInnen für posthumes Taufen zu finden. In internationalen Medien von der „New York Times“ bis zu israelischen Medien war über die einschlägigen Bemühungen seitens der Mormonen berichtet worden, die von jüdischen Organisationen zurückgewiesen worden waren. Auch wenn nach Aussage von ehemaligen IKG-Mitarbeitern und späteren VWI-Verantwortlichen die Mikroverfilmung mit finanziellen Vorteilen für die IKG (kostenloser Erhalt einer Kopie) verbunden war, bleibt dennoch der moralisch äußerst bedenkliche Aspekt der politischen und religiösen Ignoranz bestehen.

- Universitätsprofessor Dr. Pelinka war und ist eine Persönlichkeit von hoher wissenschaftlicher und politischer Integrität, der stets auf jüdischer, antifaschistischer Seite stand und ein Freund Israels ist. Umso tragischer ist es, dass er und auch andere – wie beispielsweise das österreichische jüdische Kulturmagazin „NU“ – sich von einem ehemaligen IKG-Mitarbeiter und inzwischen auch ehemaligen VWI-Geschäftsführer dermaßen manipulieren ließen.

Mit freundlichen Grüßen  
Mag. Raimund Fastenbauer  
Generalsekretär der IKG für jüdische Angelegenheiten

**Kommentar Martin Engelberg NU 38**

Wir bedanken uns für die zahlreichen Zuschriften, die uns darauf hingewiesen haben, dass wir bedauerlicherweise Anton Pelinka mit Peter Pelinka verwechselt haben. Gemeint war natürlich der Politologe Anton, und nicht sein Bruder, der Journalist Peter Pelinka.

## UNSERE AUTORINNEN



### **Steffen Arora**

ist Redakteur bei der Tiroler Straßenzeitung 20er und arbeitet daneben als freier Journalist. Er wohnt in Innsbruck, ist verheiratet und hat drei Kinder.



### **Martin Engelberg**

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



### **Ruth Eisenreich**

studiert Vergleichende Literaturwissenschaft und Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Wien. Sie macht bei NU ein Praktikum.



### **Thomas Höhne**

ist seit 1984 Rechtsanwalt in Wien (Höhne, In der Maur & Partner) mit den Schwerpunkten Medien- und Informationsrecht, Immaterialgüterrecht (Wettbewerbs-, Urheber-, Markenrecht und Persönlichkeitsrechte), Wirtschaftsrecht, Vereinsrecht.



### **Cornelia Mayrbäurl**

ist Senior Consultant des Public Affairs-Beratungsunternehmens Kovar & Köppl. Zuvor schrieb sie als außenpolitische Redakteurin bzw. Korrespondentin für „Die Presse“, „Kurier“, „Format“, „NZZ am Sonntag“ und „Die Zeit“.



### **Verena Melgarejo**

ist 1986 geboren und in Berlin aufgewachsen. Nach ihrer Matura 2005 lebte und arbeitete sie in Cochabamba/ Bolivien und in Buenos Aires/ Argentinien. Seit fast drei Jahren lebt sie als Fotografin in Wien.



### **Peter Menasse**

Der NU-Chefredakteur war Handelskaufmann, Kolumnist in der Stadtzeitung Falter und Pressesprecher von Caspar Einem und ist seit 1999 geschäftsführender Gesellschafter der PR-Agentur communication matters.



### **Axel Reiserer**

berichtet seit 2002 aus London über Politik, Wirtschaft und das Leben in Großbritannien und Irland. Wenn er nicht gerade Artikel schreibt, sitzt er im Pub und drückt beim Fußball die Daumen für Arsenal London.



### **Peter Rigaud**

studierte Fotodesign am renommierten Lette-Verein in Berlin. Nach dem Studium arbeitete er lange Zeit in New York, Chicago und Cleveland. Seit 2006 lebt und arbeitet er in Berlin und Wien.



### **Thomas Schmidinger**

Der Politikwissenschaftler und Sozial- und Kultur-anthropologe studierte Arabisch, Türkisch und Spanisch in Kairo, Tunis, Istanbul und Guatemala und ist Lehrbeauftragter am Wiener Politikwissenschaftsinstitut.



### **Danielle Spera**

Das NU-Gründungsmitglied ist ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft (Dr. phil.), u.a. Autorin des Buches „Hermann Nitsch – Leben und Arbeit“.



### **Michaela Spiegel**

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



### **Barbara Tóth**

Die stellvertretende NU-Chefredakteurin studierte Geschichte und Publizistik. Sie schreibt für den „Falter“ und die „Basler Zeitung“. Buchautorin, u.a. „Karl von Schwarzenberg. Die Biografie“.



### **Herbert Voglmayr**

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für NU verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.



FOTO©: PETER RIGAUD

## Ach, die armen Rechtsextremen!



FOTO©: PETER RIGAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

**Javor:** Die arme Frau Rosenkranz. Sie hat überhaupt keine Chance Bundespräsidentin zu werden.

**Menasse:** Was macht dich da so sicher? Glaubst du denn, dass die Leute den Fischer so sehr mögen?

**Javor:** Nein, das nicht. Aber mit ihrem jüdischen Namen kann sie in Österreich doch nichts werden. Da kann sie noch so viel bei den Sonnwendfeiern über die Feuer springen, das wird nichts.

**Menasse:** In Israel hätte sie mit ihrem Namen zwar mehr Chancen, aber dort hat sie wiederum zu viel Konkurrenz mit den Rosenblatts, Rosenstrauchs, Rosenzweigs und Rosenbaums.

**Javor:** Aber es hat ihr ja auch keiner einen Rosengarten versprochen.

**Menasse:** Also wird es doch Fischer. Und für Rosenkranz bleibt nur: Zuerst sagt sie Heinzl, und dann weint sie.

**Javor:** Der Strache hat es auch nicht gerade leicht. Zuerst scheucht ihm das BZÖ die Hypo Alpe Adria auf den Hals, dann verspricht sich Rosenkranz gleich bei ihrem ersten Interview und sagt, was sie wirklich denkt und jetzt hilft ihm nicht einmal mehr, dass er sich der katholischen Kirche an den Hals geworfen hat. Weil die haben jetzt ihre eigenen Internats-Sorgen.

**Menasse:** Dabei heißt er doch praktischerweise schon St. Rache, der Heilige der Nichtsnutze, Verlierer und Querulanten.

**Javor:** Und was die rechtsextremen Parteien jetzt für Namens-Wirrwarr haben – FPK, FPÖ, BZÖ.

**Menasse:** BZÖ ist schon mehr oder weniger im Verschwinden. Das gibt es nur mehr in den hintersten Dörfern in Kärnten.

**Javor:** Zieht man dann von FPÖ und FPK noch die KPÖ ab, bleiben nur mehr zwei F und ein P. Also FFP.

**Menasse:** Die Fossile Frustrantenpartei.

**Javor:** Oder floppen, ferlieren, pfuschen.

**Menasse:** Aber verlieren schreibt man doch mit V.

**Javor:** Das wissen doch die Deutschtümmler nicht. Wenn wir für jeden Rechtschreibfehler eines FPÖ-lers einen Euro bekämen, könnten wir die Republik Österreich sanieren.

**Menasse:** Ein Euro pro orthographischem Fehler und eine minimale Schmiss-Steuer, und schon hätten wir dem Pröll den Ausweg aus der Finanzkrise gewiesen.

**Javor:** Die Kellernazis fordern ja immer von den Ausländern, dass sie Deutsch lernen sollen. Vermutlich wollen sie erreichen, dass endlich irgendwer in Österreich fehlerfrei die Sprache beherrscht, wenn sie es schon selber nicht schaffen.

**Menasse:** Es gibt aber leider nicht genug Lehrer. Da müsste der Muzicant noch ein paar Juden mehr importieren.

**Javor:** Als Lehrer für Deutsch bin ich aber auch ungeeignet. Ich kann nur Abarten des Mittelhochdeutschen. Ich bin eher Fachmann für das Nibelungenlied als die Radikalsprache der FPÖ-Plakate.

**Menasse:** Was hast du gegen die tollen Werbesprüche wie „Christenhand ins Abendland“?

**Javor:** Das heißt doch „Abendland in Christenhand“.

**Menasse:** Und, das gefällt dir besser?

**Javor:** Wenn du meinst, das BZÖ wird verschwinden, muss man sich da nicht Sorgen machen, wer in Kärnten in Zukunft regieren wird? Dort existieren ja sonst keine Parteien.

**Menasse:** Da muss man einfach wieder einen Politiker aus einem anderen Bundesland holen. Die Oberösterreicher haben ja schon einmal mit dem Landeshauptmann Jörg Haider ausgeholfen. Jetzt könnte mal wer anderer einspringen.

**Javor:** Der Häupl wird schon eine Idee haben. Den Faymann hat er ja auch in die Bundesregierung entsorgt.

**Menasse:** Schade, dass die Grete Lascha nicht mehr zur Verfügung steht. Die hätte am Wörthersee einen Calafatti aus Pappmaché hingebaut, der die ganze Wörthersee-Bühne komplett zugedeckt hätte.

**Javor:** Am einfachsten wäre es, wenn die Oberösterreicher wieder einen Haider hergeben. Diesmal halt den Erich Haider von den Roten. Dann brauchen sich die Leute keinen neuen Namen merken und ein Museum ist auch schon vorhanden.

**Menasse:** Neutraler wäre dann aber Alfons Haider.

**Javor:** Geh, das geht doch nicht. Die Kärntner würden nie einen schwulen Landeshauptmann akzeptieren.

\* *dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*



---

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

**Impressum:**

NU - Jüdisches Magazin für Politik und Kultur.

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479

Internet: [www.nunu.at](http://www.nunu.at), E-Mail: [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at), Fax: +43/1/531 77-583

Bank Austria (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at) bzw. telefonisch bei Gesine Stern unter +43 (0)676 566 8523 oder per Fax unter +43/1/531 77-927. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro.

NU ist käuflich zu erwerben in den Buchhandlungen:

Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien

Anna Jeller, Margaretenstraße 35, 1040 Wien

Ständiges Redaktionsteam:

Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Richard Kienzl (Artdirector), Helene Maimann, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Barbara Tóth (Chefin vom Dienst).

Satz & Layout:

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien [www.wienerzeitung.at](http://www.wienerzeitung.at)

Marketing & Vertrieb:

Gesine Stern

+43 (0)1 531 77-826 (Telefon), +43 (0)1 531 77-927 (Fax), +43 (0)676 566 85 23 (Mobiltelefon) und [gesine.stern@nunu.at](mailto:gesine.stern@nunu.at)

Druck:

Leykam Druck GmbH&CoKG, 7201 Neudörfel, Bickfordstraße 21

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

---